

SAGW-Bulletin

2 | 2020

LEBENS RÄUME



LIEUX
DE VIE

Hochschulen brauchen einen starken Third Space, **S. 8**
One Health: auf dem Weg zu einer integrierteren Wissenschaft, **S. 27**
Viellissement démographique et bien-être des aînés, **p. 32**

ASSU Accademia svizra da ciencias humanas e sociais
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali



DOSSIER

LEBENSÄÄUME LIEUX DE VIE

- 26 **Vorschau**
- 27 **One Health: auf dem Weg zu einer integrierteren Wissenschaft**
Jakob Zinsstag
- 32 **Viellissement démographique et bien-être des aines. Progrès et inégalités**
Michel Oris
- 36 **Altersgerechte Lebensräume**
Liv Christensen, Marie Glaser
- 39 **Bildessay**
Sonali Ranjit, Vaishnav Balasubramaniam
- 46 **Psychische Auswirkungen des Corona-Lockdowns**
Dominique de Quervain
- 50 **Das Haus von der Stange**
Anne Schillig
- 54 **Worte zur Wissenschaft**
Martin Graf
- 56 **Typologies territoriales et régions d'analyse : des outils pour mieux comprendre la dynamique spatiale de la Suisse**
Daniel von Siebenthal

Vorschau

Lebensräume Lieux de vie

Heinz Nauer und Lea Berger

Unsere «Lebensräume», die räumliche Organisation unserer Umgebung, sind entscheidend dafür, wie unser Alltag funktioniert; sie prägen unser Sozialleben, unser Wohlbefinden, unsere Gesundheit. Diese Erkenntnis ist weder überraschend noch neu: Der Soziologe Georg Simmel beispielsweise beschrieb 1903 in seinem Aufsatz «Die Grossstädte und das Geistesleben», in freilich zeitgenössischer Terminologie, den Zusammenhang zwischen räumlich gegebener Materialität, Gesellschaft und «geistiger/mentaler Aktivität».

Seit Simmels Zeit gab es zahllose weitere Beiträge in zahlreichen Disziplinen, die sich in der ein oder anderen Form mit der Dialektik des Raumes befassten. Zum Beispiel stellte die kanadische Stadtforscherin Jane Jacobs 1961 in «The Death and Life of Great American Cities» einer grossflächigen Planung gewachsene nachbarschaftliche Netzwerke entgegen, die nach ihrer Auffassung einen Nährboden für individuelle Resilienz bilden.

Die eingeladenen Autorinnen und Autoren gehen in diesem Dossier von solchen Überlegungen des «Eingebundenseins» des Menschen in seine Umwelt aus und setzen sie in Beziehung zu einigen grossen Herausforderungen unserer Zeit: zur demografischen Alterung, zu einem einseitigen, auf Krankheit fokussierten Verständnis von Gesundheit, zu einer allzu disziplinär fragmentierten Forschungslandschaft.

Jakob Zinsstag plädiert in seinem engagierten Beitrag über das One-Health-Konzept für einen ganzheitlichen Blick, denn nicht zuletzt der Ausbruch von Covid-19 zeige: Der Mensch ist unentrinnbar auf seine Umwelt bezogen. Er eröffnet damit implizit ein weites Feld, in dem sich die weiteren hier versammelten Texte verorten lassen: zu altersgerechten Umgebungen und dem sozialen Wert von sogenannten «Schwellenräumen» (Liv Christensen, Marie Glaser); zum statistischen Blick auf unser Zusammenleben (Daniel von Siebenthal); zum Empfinden von Stress in der Krise (Dominique de Quervain); zu den Faktoren für Wohlbefinden im Alter (Michel Oris) und nicht zuletzt zum Haus als Sehnsuchtsort (Anne Schilling).

Ob im Einfamilienhaus in der Gartenstadt, im gentrifizierten Quartier oder beim Pendeln dazwischen: Irgendwo muss man ja *sein* – und immer ist man eingebunden in eine Umgebung. Oder was sehen Sie, wenn Sie in der fremd- oder selbstverordneten Quarantäne zuhause aus dem Fenster schauen?

Nos « lieux de vie », c'est-à-dire l'organisation de l'espace qui nous entoure, influencent directement la manière de fonctionner de notre quotidien. Ils façonnent notre vie sociale, notre bien-être et notre santé. Ce constat n'est ni surprenant ni nouveau : en 1903 par exemple, le sociologue Georg Simmel décrit dans son œuvre « Les grandes villes et la vie de l'esprit », certes dans une terminologie de l'époque, le lien entre la matérialité spatiale, la société et « l'activité spirituelle / mentale ».

Depuis lors, de nombreuses autres contributions émanant de multiples disciplines thématissant la dialectique de l'espace sous une forme ou une autre sont parues. Par exemple, dans son œuvre « The Death and Life of Great American Cities » de 1961, l'urbanologue canadienne Jane Jacobs oppose la planification à grande échelle aux réseaux de voisinage qui se sont développés et qui favorisent, selon elle, la résilience individuelle.

Dans le présent dossier, les auteure·s invité·e·s se basent sur ces réflexions « d'ancrage » de l'être humain dans son environnement et les mettent en relation avec les grands défis de notre époque : avec le vieillissement démographique, avec une compréhension restreinte de la santé se concentrant sur la maladie, ou encore avec le milieu de la recherche bien trop fragmenté en disciplines.

Par le biais du concept « One Health », Jakob Zinsstag plaide, dans sa contribution engagée, pour une vision plus globale. La situation liée au Covid-19, entre autres, l'a récemment montré : l'être humain est indissociable de son environnement spatial. Avec ce constat, il ouvre implicitement un vaste champ reliant les perspectives des différentes contributions de ce dossier : les environnements favorables aux aînés et la valeur des « espaces de transition » (Liv Christensen, Marie Glaser) ; le regard statistique sur notre vivre-ensemble (Daniel von Siebenthal) ; la sensation de stress en situation de crise (Dominique de Quervain) ; les facteurs promouvant le bien-être des personnes âgées (Michel Oris), ou encore la maison comme lieu de nostalgie et d'aspiration (Anne Schilling).

Que ce soit dans la maison individuelle de la cité-jardin, dans le quartier gentrifié ou sur la route entre les deux : nous sommes bien obligé·e·s d'être quelque part – et ce quelque part est toujours intégré dans un environnement. Qu'est-ce que vous voyez, vous, lorsque vous regardez par la fenêtre de votre domicile, en quarantaine (auto-)imposée ?

One Health:

auf dem Weg zu einer integrierteren Wissenschaft

Jakob Zinsstag¹

Wie können wir uns in die Richtung einer modernen Theorie der Gesundheit bewegen, die sich den neuen komplexen Herausforderungen des globalen Wandels stellen kann? Das One-Health-Konzept legt nahe: Gesundheit muss als Wirkungsbereich menschlicher Handlungen innerhalb von Mensch-Umwelt-Systemen betrachtet werden. Denn nicht zuletzt der Ausbruch von Covid-19 zeigt: Der Mensch ist unentrinnbar auf seine Umwelt, zu der auch Wild- und Haustiere gehören, bezogen.

Im Jahr 1997 fragte mich Marcel Tanner, der damalige Direktor des Schweizerischen Tropen- und Public Health-Instituts (Swiss TPH), ob ich als Tierarzt die Gesundheitsversorgung von mobilen Tierhaltern (Nomaden) und ihren Tieren im Tschad in den Blick nehmen könne. Diese meist nomadisch lebende Bevölkerungsgruppe fällt durch die Märschen des tschadischen Gesundheitswesens und ist völlig unterversorgt.

Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich an meinen Doktorvater Hans Fey, Professor für Mikrobiologie an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Bern, der mich mit dem Begriff «One Medicine» vertraut machte.² In den 1960er-Jahren vom amerikanischen Epidemiologen Calvin

Schwabe geprägt, besagt der Begriff, dass es keinen paradigmatischen Unterschied zwischen der Human- und Veterinärmedizin gebe und beide die gleichen wissenschaftlichen Grundlagen teilen.

Von «One Medicine» zu «One Health»

In einem vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Projekt untersuchten wir ab 1998 mit einem interdisziplinären Team von human- und veterinärmedizinischen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gemeinsam die Gesundheit von Menschen und ihren Tieren am südöstlichen Ufer des Tschadsees. Zu unserer Überraschung fanden wir heraus, dass mehr Tiere als Kinder geimpft waren. In einem partizipativen transdisziplinären Prozess mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Bevölkerung, aus Behörden und der Wissenschaft einigten wir uns auf die Durchführung von gemeinsamen Impfkampagnen für Menschen und Tiere.³

Wenn die Tierärztinnen fortan Impfkampagnen für Tiere organisierten, nahmen sie im gleichen Fahrzeug humanmedizinisches Personal mit. Während die Tierärztinnen Kühe impften, impfte das Gesundheitspersonal gleichzeitig

1 Für kritische Kommentare und Verbesserungen bedanke ich mich herzlich bei Kristina Pelikan, Karin Hediger, Pascale Vonaesch, Stephanie Mauti, Brigit Obrist, Silvia Jeney, Magdalena, Christina und Evelyne Zinsstag, Maria Zinsstag, Jan Hattendorf, Simon Rüegg Alexandre Grandjean und Marcel Tanner.

2 Schwabe (1984).

3 Schelling, Esther et al. (2007): Toward Integrated and Adapted Health Services for Nomadic Pastoralists and their Animals: A North-South Partnership, in: Hirsch Hadorn Getrude et al. (Hg.): Handbook of Transdisciplinary Research, Heidelberg, S. 277–291.

Kinder und Frauen, versorgte die Menschen mit Medikamenten und führte Gesundheitsausbildungen durch.

Dadurch gelang es, einer bisher von der Versorgung ausgeschlossenen Bevölkerungsgruppe Zugang zu Gesundheitsdiensten zu ermöglichen. Durch die gemeinsame Nutzung der Kühlkette und des Transports wurden zudem im Vergleich zu getrennten Diensten Geld und Zeit eingespart.⁴

Diese Arbeit war der Ausgangspunkt für die theoretische und methodische Weiterentwicklung von «One Medicine» zu «One Health» mit einer stärkeren Gewichtung der öffentlichen Gesundheit und der Vorbeugung von Krankheiten. One Health fördert die Zusammenarbeit von Vertretern aus Wissenschaft, Behörden und Bevölkerung. Diese verstärkte Kommunikation verhilft nicht nur zu einem tieferen Verständnis der Sachlage, sondern auch zu besseren Lösungen, die von allen Interessensvertretern mitgetragen werden und daher nachhaltig wirken können. «One Health» bedeutet demnach einen Mehrwert für die Gesundheit von Menschen und Tieren und ist für Gesundheitsbehörden attraktiv aufgrund der finanziellen Einsparungen von Heilungs- und Krankheitsbekämpfungskosten, die durch eine engere gleichberechtigte inter- und transdisziplinäre Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin mit Natur- und Geisteswissenschaften entstehen.⁵

One-Health-Ansätze können in vielen Kontexten angewandt werden

Wie lässt sich der Mehrwert der engeren Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin darstellen? Mit statistischen Methoden können wir zeigen, dass durch einen interdisziplinären Zugang die Quelle von Zoonosen (Krankheiten, die von Tieren auf den Menschen übertragen werden) viel rascher gefunden werden kann, als wenn Menschen oder Tiere allein untersucht werden.

Mit mathematischen Modellen und wirtschaftlichen Analysen sehen wir, dass Zoonosen wie Brucellose und Tollwut volkswirtschaftlich kostengünstiger bekämpft und ausgerottet werden können, wenn wir sie bei Reservoir-Tieren eindämmen, anstatt nur betroffene Menschen zu behandeln. Die gemeinsame Untersuchung der Bilharziose bei Menschen und Kühen in Côte d'Ivoire zeigte uns einen bisher unbeachtet hohen Anteil von Hybridformen zwischen den tierischen (*Schistosoma bovis*) und den menschlichen (*Schistosoma haematobium*) Parasiten. Dies zeigt, wie sich eine Zoonose bei unbeschränkten Kontakten zwischen Menschen und Tieren weiterentwickeln kann.

Résumé

L'approche One Health (une seule santé) peut être comprise comme une valeur ajoutée pour la santé de l'homme et de l'animal. Elle est particulièrement attrayante pour les autorités sanitaires en raison des économies réalisées sur les coûts de traitement grâce à une coopération plus étroite entre la médecine humaine et la médecine vétérinaire.

De nombreux exemples illustrent le bénéfice d'une collaboration plus intense entre les sciences naturelles, les sciences humaines et les sciences sociales. Cependant, le développement des services de santé ne devrait pas seulement inclure le domaine académique (interdisciplinaire), mais aussi la population et les autorités. L'importance de ces approches transdisciplinaires s'illustre bien par l'exemple de la pandémie de Covid-19. Les épidémiologues et les virologues revendiquent certes la suprématie scientifique pour comprendre la pandémie actuelle, mais pas pour analyser la manière dont la société dans son ensemble y fait face.

One Health élargit la perspective scientifique traditionnelle focalisée sur le point de vue de l'homme à une vision plus large qui embrasse d'un même regard le bien-être des humains et des animaux dans leurs lieux de vie et leurs environnements. Cela a de profondes conséquences pour la philosophie, les sciences culturelles, l'anthropologie, la sociologie et la jurisprudence.

One-Health-Ansätze beschränken sich nicht nur auf ansteckende Krankheiten, sondern können in vielen weiteren Kontexten angewandt werden, etwa in der Rehabilitationstherapie. Gemeinsam mit Psychologinnen entwickelten und untersuchten wir tiergestützte Therapien für Patienten mit Hirnverletzungen, in denen das Wohlbefinden der dazu eingesetzten Tiere ebenso stark berücksichtigt wird, wie dasjenige der Menschen.⁶ In Zusammenarbeit mit Mikrobiologinnen können wir zeigen, dass die Haltung von Haustieren in Altersheimen nicht zu einem Risiko für antibiotikaresistente bakterielle Krankheiten beim Menschen führt, sondern dass Hunde und Katzen zum Wohlbefinden der Menschen beitragen.⁷ Mit Krebsepidemiologinnen untersuchten wir die Bedingungen für eine gemeinsame Registrierung von Tumoren

4 Schelling, Esther et al. (2007): Human and animal vaccination delivery to remote nomadic families, Chad, in: *Emerging Infectious Diseases* 13,3, S. 373–379.

5 Zinsstag (2015).

6 Hediger, Karin, Andrea Meisser und Jakob Zinsstag (2019): A One Health Research Framework for Animal-Assisted Interventions, in: *International Journal of Environmental Research on Public Health* 16,4.

7 Gandolfi-Decristophoris, Paola et al. (2012): Evaluation of pet contact as a risk factor for carriage of multidrug-resistant staphylococci in nursing home residents, in: *American Journal of Infection Control* 40,2, S. 128–133.

ren bei Menschen und Hunden. Da Hunde in ihrer Lebenszeit oft rascher Tumoren entwickeln als Menschen, könnten sie für die Überwachung von Risiken in der Umwelt für den Menschen von Bedeutung sein.

Gesundheitsinterventionen an die lokalen Lebens- und Denkweisen anpassen – und nicht umgekehrt

Die Gesundheit von Menschen und Tieren ist stark durch soziale, kulturelle und sprachliche Einflüsse geprägt. Wenn wir Soziologinnen, Ethnologen, Linguisten und Kulturwissenschaftlerinnen von Anfang an gleichberechtigt in die Forschungsplanung miteinbeziehen, können wir diese Einflüsse genauer berücksichtigen. So gelang es uns in Guatemala, in einen Dialog zwischen Maya-Heilerinnen und biomedizinisch ausgebildeten Ärztinnen zu treten. In diesem Dialog zeigte sich, dass die jeweiligen Vorgehensweisen zur Schaffung von Wissen (Epistemologien) zu unterschiedlich waren für eine mögliche Verbindung. Wir erkannten aber auch, wie wichtig es ist, Patientinnen die Wahl ihrer Gesundheitsversorgung zu überlassen, ohne sie in einen Loyalitätskonflikt zwischen verschiedenen medizinischen Systemen zu drängen. So können gleichzeitig ihre spirituellen, seelischen und körperlichen Gesundheitsbedürfnisse besser berücksichtigt werden. Dieser Dialog ist erst ein Anfang, er ist von den Maya-Heilerinnen erwünscht und kann in gegenseitiger Achtung weitergeführt werden.



Dialog zwischen Maya-Heilern und biomedizinisch ausgebildeten Ärzten auf der Suche nach einem interkulturellen, intersubjektiven Konsens in Peten, Guatemala.

In Nord-Mali konnte eine Schweizer Kulturwissenschaftlerin genauere Daten zur Gesundheit von Tuareg-Frauen erheben als ein malischer Arzt, da offenbar der Geschlechtsunterschied eine grössere Barriere für die Kommunikation über Gesundheit und körperliche Befindlichkeiten darstellt, als die Unterschiede in der nationalen Herkunft.

Im gleichen Kontext zeigte eine genaue sprachliche Analyse von Wortbedeutungen in Lokalsprachen, wie der Verlust von Wissen und Erkenntnis (Epistemizid)⁸ durch ein Interesse an anderen Denkweisen verhindert werden kann (und muss) und dass mit einer gemeinsamen Sprache (lingua franca) achtsam umgegangen werden sollte.⁹

In ländlichen Bevölkerungsgruppen im Tschad waren neue Konzeptualisierungen von «Zugang zur Gesundheitsversorgung»¹⁰ und «sozial geschichteter Resilienz»¹¹ der Medizinethnologin Brigit Obrist wegweisend für ein besseres systemisches Verständnis der Barrieren zur Durchführung von Gesundheitsinterventionen.¹²

Wir entwickelten diese Ansätze weiter zu gemischten quantitativ-qualitativen Methoden, die zeigten, dass Gesundheitsinterventionen in verschiedenen Ländern an die örtlichen Lebens- und Denkweisen angepasst werden müssen, um wirksam zu sein – und nicht umgekehrt.¹³ Verallgemeinernd haben uns diese Erfahrungen gelehrt, wie durch eine integrierendere Wissenschaft ein Gewinn an Wissen entsteht, der ohne Zusammenarbeit nicht generiert werden könnte.



Dialog zwischen einem Maya-Heiler und dem Autor über ein gemeinsames Verständnis der Krankheit eines Huhns in Peten, Guatemala.

- 8 Bennett, Karen (2015): Towards an epistemological monoculture: Mechanisms of epistemicide in European research collaboration, in: Plo Alastrué, Ramón und Carmen Pérez-Llantada (Hg.): English as a scientific and research language, Bd. 2, Berlin, S. 9–35.
- 9 Münch (2012).
- 10 Obrist, Brigit et al. (2007): Access to health care in contexts of livelihood insecurity: a framework for analysis and action, in: PLOS Medicine 4,10, S. 1584–1588.
- 11 Obrist, Brigit, Constanze Pfeiffer und Robert Henley, R. (2010): Multi-layered social resilience: a new approach in mitigation research, in: Progress in Development Studies 10, 4, S. 283–293.
- 12 Lechthaler, Filippo et al. (2018): Bottlenecks in the provision of antenatal care: rural settled and mobile pastoralist communities in Chad, in: Tropical Medicine & International Health 23,9, S. 1033–1044.
- 13 Mosimann, Laura et al. (2017): A mixed methods approach to assess animal vaccination programmes: The case of rabies control in Bamako, Mali, in: Acta Tropica 165, S. 203–215.

Auch Nicht-Akademiker können auf ihrem Gebiet Experten sein

In allen unseren One-Health-Projekten pflegen wir intensive Partnerschaften mit einheimischen Forschungsinstituten und Universitäten nach den Richtlinien der Kommission für Forschungspartnerschaften mit Entwicklungsländern (KFPE) der Schweizerischen Akademie der Naturwissenschaften.¹⁴ Die Entwicklung der Gesundheitsversorgung kann sich nicht auf den akademischen Bereich begrenzen, sondern muss Bevölkerung und Behörden in die Koproduktion von Umsetzungswissen miteinbeziehen. Obwohl viele Teilnehmer solcher Prozesse keine formelle Ausbildung haben, sind sie dennoch Experten, die Wissen einbringen, das rein akademischen Ansätzen oft verborgen bleibt. In sich wiederholenden, partizipativen Seminaren können wir auf diese Weise sehr zielführend eine wirksame Gesundheitsversorgung entwickeln, die für die Behörden durchführbar und für die Bevölkerung akzeptabel ist.

Die Bedeutung von transdisziplinären Vorgehensweisen lässt sich gut am Beispiel des Ausbruchs von Covid-19 zeigen. Epidemiologinnen und Virologen beanspruchen zwar die wissenschaftliche Deutungshoheit der gegenwärtigen Pandemie, aber nicht über den gesellschaftlichen Umgang damit. Regierungen und Wissenschaftlerinnen können dieses Dilemma nicht allein lösen. Alle Akteure haben Interessen, die sie verfolgen, daher kann ein gesellschaftlicher Konsens am besten durch einen partizipativen (transdisziplinären) Prozess erreicht werden, der Vertreterinnen aller Interessengruppen einbezieht.



Koproduktion von Wissen zur gesellschaftlichen Problemlösung in der Region Timbuktu in Mali (Aufnahme von 2006).

Fragmentierung der Disziplinen führt zu Fehleinschätzungen

Obwohl in der letzten Zeit zunehmend integrierendere und systemische Ansätze zur Gesundheit entstehen¹⁵, beobachten wir doch eine beschleunigte Fragmentierung der Human- und Tiermedizin in eine grösser werdende Zahl von Unterdisziplinen, was immer wieder zu Fehleinschätzungen führt. Die exponentiell anwachsende Fachliteratur kann unmöglich von Einzelnen überblickt werden.

Gleichzeitig beobachten wir, gerade am Beispiel von Covid-19, wie komplex die Zusammenhänge und Abhängigkeiten zwischen den Menschen, den Tieren und der Umwelt sind. Wie können wir uns in die Richtung einer modernen Theorie der Gesundheit bewegen, die sich den neuen komplexen Herausforderungen des globalen Wandels stellen kann? Gesundheit muss als Wirkungsbereich menschlicher Handlungen innerhalb von Mensch-Umwelt-Systemen betrachtet werden. Wir sprechen von «Gesundheit in sozial-ökologischen Systemen».¹⁶

Diese Perspektive umfasst ebenso die systembiologischen Aspekte von der molekularen und zellulären Ebene bis hin zu den menschlichen und tierischen Populationen. Auf diese Weise können wir beginnen, Gesundheit ausdrücklich als Folge von Prozessen in komplexen Mensch-Umwelt-Systemen zu verstehen.¹⁷ Ein Beispiel dafür ist die Suche nach dem Ursprung der gegenwärtigen Covid-19-Pandemie, um in Zukunft solche Ausbrüche verhindern zu können.

Der unentrinnbare Bezug des Menschen zu seiner Umwelt

Das Konzept «One Health» denkt die Gesundheit von Menschen und Tieren und ihrer Umwelt gemeinsam und erweitert so die herkömmliche anthropozentrische Perspektive des Menschen.¹⁸ Sie hat das Wohlbefinden von Menschen ebenso wie von Wild- und Haustieren in ihrer Umwelt im Blick. Es geht also um den unentrinnbaren Bezug des Menschen zu seiner Umwelt, die Tiere einschliesst.

15 Zinsstag, Jakob et al. (2011): From «one medicine» to «one health» and systemic approaches to health and well-being, in: Preventive Veterinary Medicine 101, 3–4, S. 148–156.

16 Ebd.; Ostrom, Elinor (2007): A diagnostic approach going beyond panaceas, in: Proceedings of the National Academy of Sciences 104,39, S. 15181–15187.

17 Dies beinhaltet auch unvorhersehbare, emergente Phänomene (emerging diseases) im Sinne der Prozessphilosophie von Alfred North Whitehead.

18 Vgl. Latour, Bruno (1991): *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*, Paris.

14 Leitfaden der KFPE unter: www.naturwissenschaften.ch/organisations/kfpe/11_principles_7_questions

Eine solche erweiterte Betrachtungsweise findet auch im bemerkenswerten aktuellen Ansatz ihren Niederschlag, Tiergesundheit und Tierschutz mittels einer UN-Konvention in die Vereinten Nationen zu tragen.¹⁹ Damit wird deutlich, dass Konzepte über die gegenseitige Abhängigkeit und Beeinflussung von Mensch, Tier und Umwelt, zu denen One Health gehört, Resonanz finden in den verschiedensten akademischen Disziplinen wie Philosophie, Kulturwissenschaft, Anthropologie und Rechtsprechung.

Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Problemlösung

Selbstverständlich brauchen wir weiterhin eine reduktionistische Grundlagenforschung an vorderster Front, gerade etwa für die Entwicklung neuer Antibiotika oder Impfstoffe. Komplementär dazu benötigen wir integrierendere systemische Ansätze, welche die gesamtgesellschaftliche Perspektive im Blick haben und akademische, politische und zivile Akteure in die Lösungsfindung einbeziehen.

Die Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) hat kürzlich einen Bericht zur Förderung transdisziplinärer Forschung verabschiedet.²⁰ Dieser Bericht empfiehlt den Regierungen der Mitgliedsländer, nachhaltige Ressourcen für transdisziplinäre Forschung einzusetzen und die öffentlichen und privaten Sektoren daran zu beteiligen: Forschungsförderinstitutionen sollen neue Kriterien für die Qualität von transdisziplinärer Forschung und Programme für deren Förderung entwickeln, Universitäten sollen Module für die Ausbildung in Transdisziplinarität²¹ anbieten und Karrieren von jungen Wissenschaftlerinnen in diesem Bereich fördern.

Wer hätte geahnt, dass die vor 23 Jahren begonnene Untersuchung von Nomaden und ihren Tieren den Weg zu einem systemischen Blick mit einem transdisziplinären Ansatz öffnet? Wenn immer wir diesen Weg gehen, können weitreichende Folgen für eine einbindende und verflechtende Wissenschaft entstehen.

Literatur

- Münch, Anna Katharina (2012): Nomadic women's health practice: Islamic belief and medical care among Kel Alhafra Tuareg in Mali, Basel.
- OECD (2020): Addressing societal challenges using transdisciplinary research (OECD Science, Technology and Industry Policy Papers 80), Paris.
- Schwabe, Calvin W. (1984): Veterinary medicine and human health, Baltimore.
- Zinsstag, Jakob et al. (2015): One Health: The theory and practice of integrated health approaches, Wallingford. (2020 publié en français sous le titre «One Health, une seule santé. Théorie et pratique des approches intégrées de la santé»).

Links

Swiss TPH und Universidad del Valle de Guatemala: A case for one Health (Video, 19.46 Minuten): www.youtube.com/watch?v=lfVQnsqLbas&feature=youtu.be

Global Animal Law Association: www.globalanimallaw.org

«Partnering for change» – Online-Kurs zu Transdisziplinarität des td-net: www.futurelearn.com/courses/partnering-for-change

DOI

10.5281/zenodo.3959303

Zum Autor

Jakob Zinsstag ist Tierarzt, Epidemiologe, ehemaliger Direktor des Centre Suisse de Recherches Scientifiques en Côte d'Ivoire, stellvertretender Leiter am Department of Epidemiology and Public Health des Swiss TPH in Basel sowie Präsident des wissenschaftlichen Beirats von td-net (Network for Transdisciplinary Research). Als Leiter der Forschungsgruppe «One Health» befasst er sich mit dem Mehrwert einer engeren Zusammenarbeit zwischen Human- und Tiermedizin.



19 www.globalanimallaw.org

20 OECD (2020).

21 Vgl. den Online-Kurs «Partnering for change» des td-net: www.futurelearn.com/courses/partnering-for-change

Vieillesse démographique et bien-être des aînés. Progrès et inégalités

Michel Oris

Le vieillissement est une composante majeure de la transformation de nos sociétés. Il exprime la croissance de la proportion des personnes dites « âgées », en général de 65 ans et plus, au sein de la population. Si la situation des aînés vivant en Suisse s'est sensiblement améliorée au cours des dernières décennies et s'ils affichent en moyenne une haute satisfaction de leur qualité de vie, il n'en demeure pas moins que les inégalités frappent le grand âge. C'est par une approche globale et nuancée de la problématique que le corps social dans son ensemble pourra contribuer au bien-être et au « vieillissement réussi » des aînés.

Le groupe des personnes âgées représente 18,7 % des habitants de la Confédération ; les projections suggèrent qu'il comptera pour 25,6 % en 2050. À l'échelle de l'Europe, ces chiffres sont respectivement de 19 et 28,5 %, et au niveau mondial de 11 et 16 %. Le vieillissement démographique est ainsi une dynamique qui, apparue dans les pays riches, a désormais une ampleur globale.

Curieusement, si de tout temps les êtres humains ont eu conscience que leur corps prenait de l'âge, l'idée qu'une population puisse vieillir est récente : elle remonte aux années 1920. À cette époque, les discours tant politiques que scientifiques ont habillé ce processus des teintes les plus sombres. Par leur poids sans cesse croissant, les vieux allaient menacer rien de moins que le progrès social. Le langage de la peur qualifiait aussi le vieillissement individuel, associé à la dépendance et aux formes désespérantes de la sénilité. En bout de course, défini par son incapacité à continuer à travailler et à gagner sa vie par lui-même, le vieillard se vit autorisé, au gré des progrès de l'état social, à se mettre en retrait de la vie économique et sociale. En 1979 encore,

une première grande enquête soutenue par le Fonds national suisse (FNS) s'intitulait significativement « Exclusion et dépendance parmi les personnes âgées »¹.

Cependant, depuis 1945, l'espérance de vie n'a cessé de croître, plaçant la Suisse au deuxième rang mondial, avec une valeur de 83,6 ans en 2017. En 1979, la moitié des seniors avaient des revenus mensuels inférieurs au seuil de pauvreté défini par la Conférence suisse des institutions d'action sociale ; 80 % des femmes de 80 ans et plus étaient pauvres. En 2011, ils ne sont plus que 20 % des 65 ans et plus dans cette situation. Et si la pauvreté féminine reste supérieure à la masculine, elle a plus nettement reculé.

Autre évolution spectaculaire, alors qu'en 1979 les deux tiers des retraités n'avaient bénéficié que de l'éducation obligatoire ou même pas, ils n'étaient plus que 18 % dans ce cas en 2011. Les progrès sont donc incontestables, mais ils portent aussi leurs limites : les personnes âgées à bas niveau scolaire étaient la normalité, la majorité de la société suisse ; elles sont devenues une minorité socialement marginalisée. Récemment, l'équipe d'Adrien Remund² a montré que de-

-
- 1 Lalive d'Épinay, Christian et al. (1982) : Mise à l'écart et dépendance des personnes âgées : analyse des processus et des réponses : rapport final, Université de Genève, Groupe universitaire genevois de recherche interdisciplinaire sur les personnes âgées (GUGRISPA).
 - 2 Remund, Adrien et al. (2019) : Longer and healthier lives for all ? Successes and failures of a universal consumer-driven health care system, in: International Journal of Public Health, 64, pp. 1173-1181. DOI: <https://doi.org/10.1007/s00038-019-01290-5>

puis 1990, leur espérance de vie en bonne santé stagne et qu'elles sont victimes d'une « expansion de la morbidité », contrairement aux titulaires d'un diplôme scolaire moyen ou supérieur, qui continuent à gagner de « bonnes » années de vie, sans problèmes de santé majeurs.

Bien-être individuel et « vieillissement réussi »

Cette discussion sur les progrès et les inégalités renvoie aux conceptions du bien-être. À partir surtout du milieu du XX^e siècle, la vision qui oriente les politiques publiques et la mise en place des assurances sociales est celle d'un bien-être collectif, sociétal. L'idée qu'être bien, avoir une vie de qualité, doit se situer au niveau individuel, et que l'on puisse mesurer à la capacité personnelle de se réaliser le degré de développement d'une société, tout cela ne date que de la fin du XX^e siècle.

En ce qui concerne spécifiquement les personnes âgées, cette évolution du macrosocial au micro-individuel a généré, à la fin des années 1980, les théories du « vieillissement réussi », qui sont promues par les organisations internationales et les autorités nationales et cantonales. Un courant insiste sur la responsabilité individuelle d'adopter, tout au long de son existence, un style de vie adéquat pour préserver une bonne santé et rester actif le plus longtemps possible.

Une autre approche définit le « succès » par la capacité de l'individu à réguler, voire maîtriser, les changements inévitables dus au vieillissement, tout en maintenant son identité personnelle. Dans les deux perspectives, il s'agit de rompre avec les visions sombres du vieillissement et avec les stéréotypes de vieillards passifs. Les deux refusent que les aînés soient considérés comme des poids pour la société et promeuvent leur qualité de vie.

Parallèlement, l'accent désormais mis sur l'individu a conduit les scientifiques à donner une juste place au subjectif, à construire des mesures fondées sur l'évaluation par les personnes elles-mêmes de leur propre bien-être. Un de ces outils est l'échelle de satisfaction de vie proposée en 1985 par le psychologue Diener³. Elle comprend cinq questions qui portent les unes sur l'entier de la vie, les autres sur la situation au moment de l'interview⁴. Elles contraignent la personne interrogée à une évaluation réflexive, ce pourquoi on parle d'une subjectivité cognitive (opposée à des mesures subjectives basées sur l'émotionnel et l'immédiateté).

3 Diener, Ed et al. (1985) : The Satisfaction with Life Scale, in : Journal of Personality Assessment, 49/1, pp. 71-75.

4 In most ways my life is close to my ideal.
The conditions of my life are excellent.
I am satisfied with my life.

So far I have gotten the important things I want in life.

If I could live my life over, I would change almost nothing.

Zusammenfassung

Das Altern ist ein wichtiger Teil der Transformation in unseren Gesellschaften. Seit Ende der 1980er-Jahre haben sich verschiedene Theorien eines «erfolgreichen Alterns» entwickelt; sie haben gemeinsam, dass sie das Wohlbefinden des Individuums ins Zentrum stellen. An den Möglichkeiten, die jeweils individuellen Ressourcen zu nutzen, lässt sich auch die Entwicklung einer Gesellschaft messen. Entsprechend haben Wissenschaftler der Einschätzung älterer Menschen ihres Wohlbefindens ins Zentrum ihres Interesses gerückt.

Die Umfrage «Vivre – Leben – Vivere», durchgeführt 2011 bis 2012 bei über 3000 Personen in der französisch-, deutsch- und italienischsprachigen Schweiz, versuchte, die Lebens- und Gesundheitsbedingungen von Menschen ab 65 Jahren in der Schweiz zu verstehen. Sie zeigte, dass der Grad der Zufriedenheit unter den Befragten nicht nur hoch, sondern vor allem über die Jahre hinweg sehr stabil war. Das Ergebnis ist erstaunlich und zeugt von der Fähigkeit von Einzelpersonen, sich ans Altern anzupassen und die Kontrolle über ihr Leben zu behalten. Trotz der hohen Zufriedenheit unter älteren Menschen und erheblichen Verbesserungen ihrer Lebenssituationen in den letzten Jahrzehnten, bleibt das hohe Alter von Ungleichheiten und Fragilitäten nicht verschont. Nicht zuletzt in den konkreten Lebensräumen werden Spannungen sichtbar: Denn diese können gleichermassen Gefühle der persönlichen Identität stiften oder Orte des Rückzugs sein, die Vulnerabilitäten akzentuieren.

Cette échelle a été soumise en 2011/12 à 3080 personnes âgées de 65 à 102 ans, résidant dans les trois principales régions linguistiques du pays, dans le cadre de l'enquête VLV (« Vivre – Leben – Vivere »). Cette dernière a été conduite par le Centre interfacultaire de gérontologie et d'études des vulnérabilités de l'Université de Genève, appuyé sur un groupe pluri-universitaire et multidisciplinaire, avec le soutien du FNS et du Pôle de recherche national « LIVES – Surmonter la vulnérabilité : perspective du parcours de vie ».

Une satisfaction élevée et étonnamment invariable au fil des ans

Les deux figures ci-dessous reprennent la distribution des réponses à l'échelle de Diener. La première leçon qui en ressort est le haut niveau de satisfaction de vie des aînés en Suisse. Avec des valeurs moyennes variant entre 26 et 28 sur 35, les aînés expriment dans l'ensemble un haut niveau de bien-être, lorsqu'ils ou elles réfléchissent sur ce qu'a

été et est leur vie. Le deuxième résultat est également positif mais il interpelle : ce niveau élevé reste stable de 65-69 à 90 ans et plus. Non seulement il semble insensible à l'âge, mais il n'y a même pas d'augmentation de la dispersion interindividuelle autour de la moyenne dans les groupes d'âges les plus avancés.

Ces valeurs reflètent un paradoxe : alors que d'autres mesures de l'enquête démontrent objectivement que les conditions de vie et de santé des très âgés sont clairement moins bonnes que celles des jeunes retraités, l'appréciation subjective des uns et des autres n'en est pas affectée. Ce fossé a fasciné les chercheurs et les a aidés à construire la deuxième approche du vieillissement réussi, que nous avons brièvement présentée ci-dessus, celle qui met l'accent sur la capacité des individus à s'adapter à leur vieillissement, à garder le contrôle de leur existence et, *in fine*, à préserver un sentiment de bien-être. Le modèle SOC est ainsi devenu célèbre, en décrivant comment des aînés, devenus incapables de pratiquer certaines activités, en sélectionnent (S) d'autres qui leur donnent du plaisir (O pour optimisation), compensant (C) de la sorte ce à quoi ils doivent renoncer, plutôt que d'en cultiver le regret jusqu'à se miner psychologiquement⁵. D'autres processus ont été identifiés, comme la comparaison sociale (avec d'autres personnes du même âge en moins bonne santé) ou la sélection socio-émotionnelle (resserrement sur les relations sociales positives).

Ombres au tableau

Pour autant, il serait erroné de conclure que tout va pour le mieux dans le meilleur des mondes. Deux réserves sont en effet cruciales : d'abord, toutes les personnes âgées n'ont pas les mêmes ressources pour s'adapter ; ensuite, garder le contrôle de sa vie et le sens de soi n'est pas toujours possible lorsque les atteintes du vieillissement se font trop graves. Sur le premier point, nous retrouvons les inégalités associées aux progrès des dernières décennies. Ceci concerne en particulier les aînés dotés d'un faible capital scolaire, aux parcours de vie marqués plutôt par des métiers manuels, des durs à la tâche et à la peine, plus souvent que les autres d'origine étrangère, aux pensions faibles, aux revenus inférieurs au seuil de pauvreté, mal équipés pour demander des aides sociales auxquelles ils auraient pourtant droit (phénomène du « non-take-up ») et affectés plus tôt et plus fréquemment par les problèmes de santé. Ces laissés-pour-compte des avancées révèlent à quel point les modèles de vieillissement réussi sont implicitement élitistes, surtout

celui qui assume la responsabilité individuelle des styles de vie et le maintien des engagements sociaux après la retraite, ce qui nécessite des ressources pourtant inégalement distribuées.

Le deuxième point qui nuance le constat d'un haut niveau de bien-être est la reconnaissance explicite que les figures montrées ci-dessus sont en partie trompeuses. C'est un problème qui affecte toutes les enquêtes sur les personnes âgées : les plus malades, les aînés atteints de pathologies neurodégénératives, ne sont pas en état d'être interrogés et de donner leur appréciation subjective. Il y a donc un biais vers le positif des recherches mettant la parole de l'individu au centre. L'enquête VLV a consenti des efforts considérables pour convaincre les vulnérables de bien vouloir participer. En outre, elle a couvert plus que les 3080 personnes évoquées ci-dessus, car elle a aussi pris en compte 555 seniors pour lesquels un proche, parent ou soignant, a répondu à un bref questionnaire. Même si les questions concernant le ressenti individuel en sont bien évidemment absentes, cela reste un exercice éthiquement délicat que d'interroger quelqu'un sur la vie et la santé de quelqu'un d'autre ; la prudence s'impose quant à la fiabilité des données ainsi récoltées. Aude Tholomier, dans sa thèse⁶, a eu le courage de s'attaquer au problème, et ses résultats redressent significativement le portrait de la grande vieillesse qui émergerait si seules les personnes aptes à répondre elles-mêmes à l'enquête étaient considérées. Elle confirme les travaux de Lalive d'Epinay et Spini⁷ en montrant qu'entre autonomie et handicap, la fragilité domine désormais le grand âge.

À 80 ans et plus, 28 % des femmes sont indépendantes, 48 % fragiles, 24 % dépendantes. Les valeurs masculines sont respectivement de 42, 41 et 17 %. La situation apparemment meilleure des hommes s'explique du fait qu'ils tendent à mourir lorsque leur organisme est affecté par le vieillissement, alors que les femmes vivent plus longtemps mais en plus mauvaise santé. Les troubles cognitifs provoquent une peur toute particulière. En 1999 déjà, une publication de Lawton⁸ montrait que plus d'un tiers des personnes interrogées déclaraient préférer mourir de suite plutôt que subir des pertes cognitives. Pourtant, la comparaison de VLV avec d'autres enquêtes indique que, depuis 1979, les aînés se plaignant de pertes de mémoire sont devenus plus rares et plus âgés. Andreas Ihle⁹ a montré que la diversité

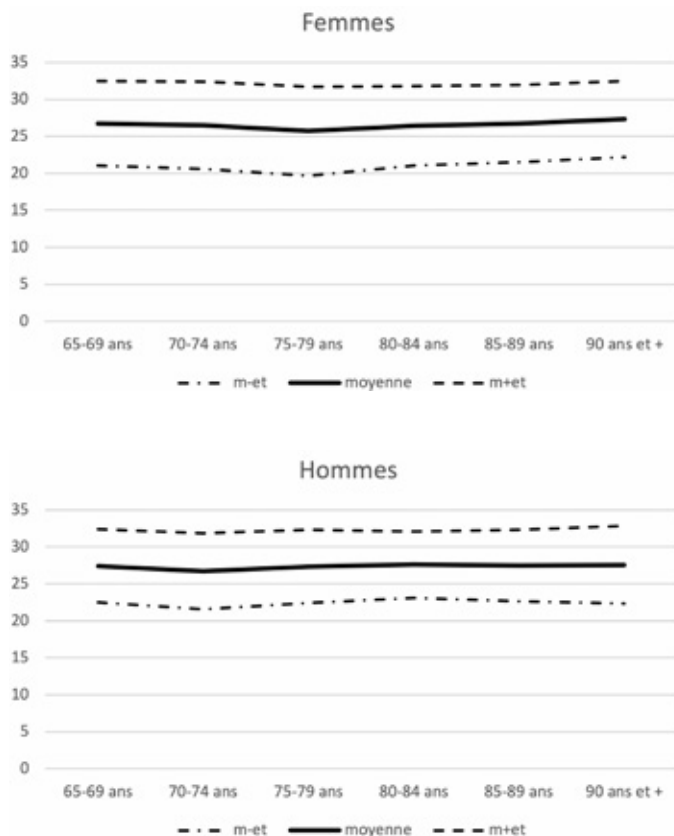
5 Baltes, Paul B. (1997) : On the incomplete architecture of human ontogeny : Selection, optimization, and compensation as foundation of developmental theory, in : *American Psychologist*, 52/4, pp. 366-380.

6 Tholomier, Aude Céline Claire (2017) : *Vivre et survivre au grand âge : enjeux des inégalités sociales et de santé au sein des générations qui ont traversé le 20ème siècle*, Thèse de doctorat, Université de Genève, SdS 61.

7 Lalive d'Epinay, Christian et Dario Spini (éd.) (2007) : *Les années fragiles : la vie au-delà de quatre-vingts ans*, Québec, Presses de l'Université Laval.

8 Lawton, M. Powell et al. (1999) : Health, valuation of life, and the wish to live, in : *Gerontologist*, 39, pp. 406-416.

9 Ihle, Andreas et al. (2015) : The association of leisure activities in middle adulthood with cognitive performance in old age : The moderating role of educational level, in : *Gerontology*, 61/6, pp. 543-550.



Moyenne et dispersion des scores de satisfaction de vie, selon le sexe et l'âge (source : VLV)

interindividuelle des performances cognitives était beaucoup plus grande dans chaque tranche d'âge que la tendance à la régression cognitive en vieillissant. Mais, chez les plus âgés, croissent la difficulté, par exemple, à suivre une conversation ou à faire sa toilette (31 % des femmes et 22 % des hommes de 80 ans et plus) ainsi que les troubles physiques et la multimorbidité.

Quand domine la norme de l'individu autonome et responsable et que les maux ne permettent plus de contrôler son existence et de prendre soin de soi, il n'est pas surprenant que la dépression complète le tableau pathologique. Ces tensions se situent et, à maints égards, se jouent dans les lieux de vie.

Des lieux de vie au respect de l'intime ou la nécessité d'une approche holistique et nuancée

La réduction des activités sociales, de la mobilité, les peines de la vie quotidienne qui minent le moral, aussi la peur du regard des autres dans une société qui privilégie le jeunisme, les politiques enfin, qui promeuvent le maintien à

domicile pour éviter le transfert traumatisant et coûteux vers les EMS, tout soutient le repli des plus fragiles sur leur logement. Dans sa thèse de doctorat¹⁰, Barbara Masotti a montré avec sensibilité et rigueur comment cet espace, par sa dimension mémorielle, aide à préserver le sentiment d'identité personnelle, comment aussi l'aîné (surtout l'aînée) agit en réorganisant cet espace pour faciliter sa vie quotidienne. Les travaux de cette auteure dévoilent également à quel point l'arrivée de l'aide à domicile, notamment pour aider la personne âgée à se laver, représente l'intrusion dans l'intime par excellence, une épreuve qui n'est pas encore assez prise en compte dans les dispositifs socio-sanitaires de soutien.

C'est clairement en progressant dans une compréhension holistique et nuancée que nous pourrions contribuer à des vieillesse aussi réussies que possible, qui ne dépendront jamais de l'individu seul, mais aussi de l'ensemble du corps social et de ses institutions, de leur capacité à reconnaître les inégalités et à les compenser.

Links

Projet « Vivre – Leben – Vivere » :
<https://cigev.unige.ch/vlv/>

DOI

10.5281/zenodo.3979059

L'auteur

Michel Oris est professeur à la Faculté des sciences sociales de l'Université de Genève depuis mars 2000. Il a été précédemment codirecteur du Pôle de recherche national « LIVES – Surmonter la vulnérabilité : perspective du parcours de vie », et directeur du Centre interfacultaire de gérontologie et d'études des vulnérabilités. Ses intérêts de recherches portent notamment sur les conditions de vie des personnes âgées et les interactions entre trajectoires individuelles et dynamiques des structures sociales.



10 Masotti, Barbara (2016) : Faire l'épreuve de l'aide à domicile au grand âge : une étude quantitative et qualitative des services formels au Tessin, Thèse de doctorat, Université de Genève, SdS 43.

Altersgerechte Lebensräume

Liv Christensen und Marie Glaser

«Aging in Place», so lautet heute das favorisierte Leitkonzept der Alterspolitik. Wenn das selbstbestimmte Wohnen und der möglichst lange Verbleib in den eigenen vier Wänden gelingen sollen, muss gleichzeitig für ein Wohnumfeld gesorgt werden, das ansprechend und sicher ist und Begegnungen fördert.

Mit fortschreitendem Alter und eingeschränkter körperlicher Mobilität nimmt der Aktionsradius einer Person tendenziell ab. Umso bedeutender werden die nachbarschaftlichen Beziehungen und die Interaktionsmöglichkeiten in der Nähe.

«Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis – grösstenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen – ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ist ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens und bedeutet eventuellen Beistand in Zeiten persönlicher oder nachbarschaftlicher Bedrängnis.»¹

Die amerikanische Stadtforscherin Jane Jacobs hebt hervor, wie wichtig die vielen alltäglichen spontanen Begegnungen im Wohnumfeld und im Quartier sind und gerade in der Summe ihr Potenzial entfalten. Die positiven Auswirkungen von sozialen Netzwerken – gerade im hohen Alter und bei Beeinträchtigung – sind mehrfach belegt.² Damit Begegnungen und Kontakte spontan und unverbindlich entstehen können, braucht es Möglichkeitsräume auch ausserhalb der Wohnung.

In einer qualitativen Zürcher Fallstudie im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts «Geographies of Age. Older people's access to housing and to urban life» haben wir Begegnungsräume in den Fokus genommen, die sich in einem immer grösser werdenden Umkreis von der Wohnung



Oben: Im Zürcher Hardaupark können ältere Menschen am Geschehen teilhaben, ohne sich aktiv beteiligen zu müssen.

Unten: Sitzgelegenheiten ermöglichen spontane Begegnungen unterwegs im Alltag.

respektive vom Haus aus befinden – von Schwellenräumen im unmittelbaren Wohnumfeld über Transiträume, die im Alltag durchquert werden, bis hin zu sogenannten «Dritten Orten» im Quartier.³ Im Spannungsfeld zwischen gelebtem Alltag und gebautem Umfeld sind Begegnungsräume durch verschiedene Abstufungen von Öffentlichkeit gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund gingen wir der Frage nach, wo und wie informelle Begegnungen in öffentlichen und halböffentlichen Räumen im Quartier statt- oder eben nicht stattfinden und wie informelle Begegnungen besser sozial und räumlich unterstützt werden können.

Interviews und Begehungen mit älteren Bewohnerinnen und Bewohnern in zwei Zürcher Fallquartieren haben deutlich gemacht, dass dem Wohnquartier als Lebensmittelpunkt im Alter ein grosser Stellenwert beigemessen wird. Die informellen Begegnungen in verschiedensten öffentlichen und halböffentlichen Räumen tragen erheblich zum Wohlbefinden bei. Vom einfachen Grüssen im Flur über kleine Unterhaltungen im Bus bis hin zu Gesprächen im Quartierlokal erzeugen die losen Beziehungen eine verbindende identitätsstiftende Wirkung.

1 Jacobs (1993), S. 47.

2 Für einen Überblick siehe Cornwell/Schafer (2016).

3 Vgl. Christensen/Glaser (2019); Gabauer et al. (2021); Gardner (2011).

Schwellenräume als Begegnungszonen

Als besonders wichtig haben sich Schwellenräume im unmittelbaren Wohnumfeld erwiesen. Sie ermöglichen Begegnungen und das Erlebnis sozialer Beziehung. Von der Wohnungstür zur Trottoirkante markieren Schwellenräume den Übergang zwischen innen und aussen, zwischen privat und öffentlich. Die Architektur und Gestaltung der Häuser und Siedlungen üben einen starken Einfluss auf die Begegnungsmöglichkeiten aus. Als besonders kontaktfördernd haben sich Eingangsbereiche, Waschküchen, Lifte, Laubengänge und Siedlungscafés im direkten Wohnumfeld herausgestellt. Hier spielen sich Begegnungen in unterschiedlicher Intensität ab: Man hat Sichtkontakt, grüsst sich, schwatzt ein paar Worte miteinander und nimmt so den Zustand des Gegenübers wahr.

Sogar kleine nonverbale Gesten transportieren das Gefühl, erkannt zu werden und eingebunden zu sein: «Auch wenn es nur ein Winken ist, ist es mir sehr wichtig. Es bedeutet mir Heimat, Geborgenheit», so eine Interviewpartnerin. Eine verbreitete nonverbale Praxis, die sich in den Schwellenräumen ereignet, ist die «Wohlauf-Kontrolle», die darin besteht, sich gegenseitig Tageszeitungen zu bringen. Eine Absenderin bemerkt zeitnah, wenn ein Empfänger die Zeitung im Briefkasten oder vor der Tür nicht mehr abholt und erkundigt sich nach ihm. Insbesondere in grösseren Wohnsiedlungen in der Innenstadt sind Eingangsbereiche mit Briefkastenanlagen wichtige Begegnungszonen. Viele Bewohnerinnen und Bewohner setzen sich dort hin, warten auf den Postboten und nutzen dies als Gelegenheit, um mit Passanten in Kontakt zu kommen. Im Eingangsbereich einer von uns untersuchten Alterssiedlung waren bis vor kurzem mehrere Stühle und Grünpflanzen platziert. Der Ort war bei den Bewohnerinnen und Bewohnern beliebt, um zu verweilen, beobachten und plaudern. Sie bedauerten sehr, dass die Stühle aus Brandschutzgründen entfernt werden mussten.

Unsere Studie zeigt auf, dass es in Anbetracht der abnehmenden Mobilität im Alter und dem weiter bestehenden Bedürfnis nach sozialer Interaktion wichtig ist, Schwellenräumen besondere Aufmerksamkeit zu schenken und sie hindernisfrei, aber darüber hinaus auch als Aufenthaltsräume und Begegnungszonen zu gestalten.

Quartierbeiz als Wohnzimmer

Als wichtige «Dritte Orte» für ältere Menschen erwiesen sich Quartierbeizen (eine lokale Bar oder ein Restaurant), die über lange Zeiträume zu zentralen Treffpunkten herangewachsen sind. Quartieraufwertungsprozesse führten in den letzten Jahren in beiden Zürcher Fallquartieren dazu, dass beliebte Beizen neue Besitzer erhielten und sich stark wandelten oder gar schliessen mussten. Die Schliessung des letzten unter mehreren Restaurants in Witikon, einem der Fallquartiere, war für die Bewohnerinnen und Bewohner ein emotionales Ereignis und wurde als enormer Verlust wahrgenommen. Das Restaurant galt mit seinen Öffnungs-

Résumé

« Aging in place » (vieillir chez soi) est désormais le concept directeur privilégié de la politique de la vieillesse. Le revers de la médaille de cette vie indépendante est l'isolement social. Les rencontres quotidiennes et spontanées dans l'environnement de vie et dans le voisinage permettent de contrecarrer cette tendance : les effets positifs des réseaux sociaux – en particulier chez les personnes âgées et souffrant de handicaps – ont été maintes fois prouvés. Pour que les rencontres et les contacts se développent spontanément et sans obligation, il faut cependant qu'il y ait des espaces favorisant ces occasions en dehors du logement. Les espaces de seuil ou de transition (« Schwellenräume » en allemand) entre l'intérieur et l'extérieur jouent ici un rôle important, tout comme les bistros de quartier qui peuvent servir de « troisième lieu » ou de prolongement du salon. Cela dit, les espaces à eux seuls ne suffisent pas ; des mesures pour aménager de manière flexible les immeubles et leurs environs afin de favoriser les rencontres et d'activer les réseaux sont indispensables.

Au-delà du travail formalisé pour les personnes âgées, la géographie informelle et quotidienne de la vieillesse peut ouvrir une perspective de « Aging in place », mettant en lumière des éléments jusqu'alors cachés mais néanmoins essentiels pour des espaces de vie adaptés à l'âge.

zeiten quasi als Wohnzimmer des Quartiers und diente als Treffpunkt für Jung und Alt. Sonntags war es für Alleinlebende und Verwitwete eine wichtige Anlaufstelle. Nach der Schliessung stieg die Nachfrage nach organisierten Mahlzeitdiensten im Quartier («Essen auf Rädern»); die logische Folge war, dass ältere Personen weniger aus dem Haus gingen und sich ihre Gelegenheiten für Begegnungen mit anderen Menschen reduzierten.

Das Quartier Hard, das zweite Fallquartier, liegt in der Innenstadt und hat eine hohe Dichte an Cafés und Restaurants. Doch auch hier werden kostengünstige Beizen vermisst, die auch und gerade für ältere Menschen attraktiv sind. Im Zuge von Gentrifizierungsprozessen der letzten Jahre zieht zunehmend ein jüngeres, hippes Bewohnersegment mit neuer Kaufkraft ein und die Mietpreise im Quartier sind gestiegen. Entsprechend hat sich das Angebot der gastronomischen Betriebe verändert: Es ist geprägt von exotischem Essen, gestiegenen Preisen, lauter Musik und jungem Servicepersonal. Viele der älteren Gesprächspartnerinnen und -partner im Quartier fühlen sich von einem solchen Angebot nicht angesprochen, sie haben Mühe mit dem Lärmpegel und der «Du-Kultur». Zudem übersteigen die Preise oft ihr Budget.

Quartierbeizen, die sich über Jahre institutionalisiert haben und zu einem festen Bestandteil des Quartierlebens geworden sind, lassen sie sich nicht so einfach durch neue soziokulturelle Angebote ersetzen. Unserer Einschätzung

nach ist es wichtig, diese gastronomischen Treffpunkte als wichtige Begegnungs- und Sozialräume zu erkennen, sie möglichst zu erhalten und gegebenenfalls zu unterstützen.

Weiter geht aus unserer Studie hervor, dass die Teilhabe am gesellschaftlichen städtischen Leben in den späten Lebensjahren sehr hoch gewichtet wird. In beiden Quartieren schätzen es die meisten Befragten, unter die Leute zu kommen und sich an belebten Orten aufzuhalten. Dabei ist es ihnen wichtig, am städtischen Geschehen teilhaben zu können, ohne sich aktiv beteiligen zu müssen. Zum Beispiel, indem sie auf einer Parkbank oder in einem Strassencafé Passanten beobachten. Um die gesellschaftliche Teilhabe an «Dritten Orten» zu gewährleisten, ist es angesichts der potentiellen Armutsgefährdung im Alter sehr wichtig, für niederschwellige Angebote und Begegnungsräume ohne Konsumzwang im Innenraum und Aussenraum zu sorgen.

Räume allein genügen nicht

Ältere Menschen sind eine ebenso heterogene Gruppe wie Menschen jeden anderen Alters. Inwiefern Begegnungsräume genutzt werden, ist daher immer auch von individuellen Ressourcen und Vorlieben abhängig. Auch wenn unter den Befragten der Studie keine Direktbetroffene waren, kam in den Interviews zum Ausdruck, dass es einen beachtlichen Anteil älterer Menschen gibt, die unfreiwillig einsam und isoliert leben. Ein Teil der älteren Befragten berichtete von Nachbarinnen und Nachbarn, die das Haus kaum verlassen und zu denen sie ohne Erfolg versucht hatten, Kontakt aufzubauen. Expertinnen und Experten, die wir befragten, kommen häufig mit älteren Menschen in Berührung, die ungewollt ein zurückgezogenes Leben führen und von Einsamkeit betroffen sind.

Wie können diese Menschen erreicht werden? Eine Möglichkeit bietet eine Altersarbeit, welche die Betroffenen gezielt abholt und untereinander vernetzt. «Es braucht diese Initialzündung», betonte ein Quartierarzt im Interview. Hauswarte mit sozialen Zusatzaufgaben beispielsweise können hier eine wichtige Funktion übernehmen.

Die Kehrseite des selbstbestimmten Wohnens ist die soziale Isolation. Gebaute Begegnungsräume allein reichen als Gegenmassnahme nicht aus; vielmehr bedarf es sozialräumlicher Investitionen, Massnahmen zur Aktivierung von Netzwerken und die Bespielung von Liegenschaften. Über die formalisierte Altersarbeit hinaus können die informellen und alltäglichen Geografien des Alters eine Perspektive auf «Aging in Place» eröffnen, die bislang eher verborgene, aber essenzielle Elemente von altersgerechten Lebensräumen zum Vorschein kommen lassen.⁴

Literatur

- Christensen, Liv und Marie Glaser (2019): Geographies of Age – Altersfreundliche Lebensräume in der Stadt. Zürcher Fallstudie im Rahmen eines internationalen Forschungsprojekts. Teilbericht ETH, Zürich.
- Cornwell, Benjamin und Markus H. Schafer (2016): Social Networks in Later Life, in: George, Linda und Kenneth Ferraro (Hg.): Handbook of Aging and the Social Sciences, 8. Ausg., S. 181–201.
- Gabauer, Angelika et al. (2021, im Erscheinen): Geographies of Age: Everyday Dimensions of Care in Stockholm, Vienna and Zürich, in: Ebd. (Hg.): Care. New Perspectives in Urban Studies and Planning Theory, New York.
- Gardner, Paula (2011): Natural neighborhood networks – Important social networks in the lives of older adults aging in place, in: Journal of Aging Studies, 25,3, S. 263–271.
- Jacobs, Jane (1993): Tod und Leben grosser amerikanischer Städte (Bauwelt Fundamente 4), Braunschweig (erstmalig 1963).

Links

www.wohnforum.arch.ethz.ch

DOI

10.5281/zenodo.3979067

Zu den Autorinnen

Marie Glaser leitet das ETH Wohnforum – ETH Case (Centre for Research on Architecture, Society & the Built Environment) am Departement Architektur der ETH Zürich. Sie forscht und lehrt zur Kultur- und Sozialgeschichte des Wohnens mit Schwerpunkt auf der sozialen Nachhaltigkeit in der Stadt- und Quartierentwicklung. Ihre Arbeit richtet sich insbesondere auf Qualitäten und Fragen des Zugangs zu Wohnraum für verschiedene soziale Gruppen, soziale Innovationen und neue Modelle im Wohnen.

Liv Christensen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am ETH Wohnforum - ETH Case der ETH Zürich. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Stadt- und Wohnforschung, altersfreundliche Lebensräume, urbane Eventkulturen sowie digitale Nachbarschaften.



4 Gabauer et al. (2021).

Bildessay

Alles wie immer?

Bilder: Screenshots aus dem WindowSwap-Projekt,
Kuration: Howald Fosco Biberstein, Text: Heinz Nauer

Bilder

Seiten 40–41

- 1 Dayanara's Window / Shanghai, China
- 2 David's Window / Jakarta, India
- 3 Shawn's Window / Brooklyn, NY, USA
- 4 Nicole + Miles's Window / London, UK
- 5 Eloisa's Window / Reggio Emilia, Italy
- 6 Lakshmi's Window / Clementi, Singapore

Seiten 42–43

- 7 Rexina' Window / Bangalore, India
- 8 Matthia's Window / Obersteinabrunn, Austria

Seiten 44–45

- 9 Kristen's Window / Shawnee, KS, USA
- 10 Jasper's Window / Amsterdam, Netherlands
- 11 Lucia's Window / Panama, Panama
- 12 Suzanne's Window / Montpellier, France
- 13 Man Chiu's Window / Taipa, Macau Sar China
- 14 Kris's Window / Hawai'i Island, Hawai'i
- 15 Lulu's Window / Tokio, Japan
- 16 Julia's Window / Glasgow, Scotland

Sonali Ranjit und Vaishnav Balasubramaniam saßen in Singapur in ihrer Wohnung und waren müde vom Zuhause-sein, müde vom immer selben durch die Rahmen der Fenster gelenkten Blick. Sie sehnten sich nach einem Change – und begannen durch fremde Fenster zu blicken. Zum Beispiel durch das Fenster von Shawn auf eine bekannte Brücke in Brooklyn, durch das Fenster von Matthia auf ganz viel Grün in Obersteinabrunn oder durch das Fenster von Suzanne auf ein Stück Aquädukt hinter Palmen in Montpellier.

Menschen aus Dutzenden von Ländern beteiligen sich am Projekt WindowSwap. Sie sehen auf ganz verschiedene Umgebungen und teilen doch, so vermutet man, dasselbe un-gefährte Fernweh. Vor dem Fenster von Kris in Hawaii picken Hühner Würmer. Vor meinem eigenen Fenster steht manchmal ein Mann in Badehosen unter einem Schwalbennest im Garten und spielt Golf.

Sonali Ranjit et Vaishnav Balasubramaniam étaient assis dans leur appartement à Singapour et étaient las d'être à la maison, las de la sempiternelle même vue à travers les cadres de leurs fenêtres. Ils aspiraient à un changement. C'est alors qu'ils ont commencé à regarder par les fenêtres des autres. Par exemple par la fenêtre de Shawn offrant une vue sur un pont célèbre à Brooklyn, par la fenêtre de Matthia donnant sur beaucoup de verdure à Obersteinabrunn, en Autriche, ou par la fenêtre de Suzanne, à Montpellier, où l'on distingue un morceau d'aqueduc à travers des palmiers.

Des personnes de dizaines de pays participent au projet WindowSwap. Ils ont vue sur des environnements très différents et pourtant, on s'en doute, ils partagent la même envie vague d'ailleurs et de lointain. Devant la fenêtre de Kris à Hawaiï, des poules picorent des vers. Devant ma propre fenêtre, un homme en maillot de bain se tient parfois sous un nid d'hirondelle dans le jardin et joue au golf.



1



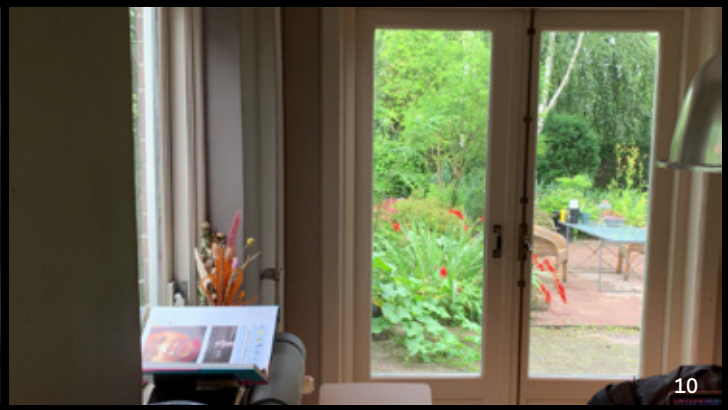
4













Psychische Auswirkungen des Corona-Lockdowns

Dominique de Quervain

Unsere Lebensräume wurden durch die Massnahmen des Bundes zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie stark verändert. Welche Auswirkungen hatte dies auf das psychische Befinden der Menschen in der Schweiz? Diese Frage untersuchten wir in der «Swiss Corona Stress Study» auf Basis einer Umfrage bei über 10 000 Personen.

Eingeschränktes Sozialleben, beschnittene Freiheiten, Reisebeschränkungen, unsichere Zukunft: Schon zu Beginn der Covid-19-Krise war zu befürchten, dass die Pandemie und insbesondere die getroffenen Gegenmassnahmen eine besondere Belastungssituation darstellen.

Damals konnte niemand abschätzen, welche Auswirkungen die vielen und neuartigen Stressfaktoren auf den psychischen Gesundheitszustand haben. Studien aus mehreren Ländern, darunter China, USA und Iran, haben unterdessen einen Anstieg von Stresssymptomen und psychischen Gesundheitsproblemen in der Bevölkerung aufgrund der Covid-19-Krise dokumentiert.¹

Es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass die psychologischen Reaktionen auf die Pandemie und die getroffenen Gegenmassnahmen sehr wahrscheinlich von länderspezifischen sozioökonomischen Faktoren und länderspezifischen Eindämmungsmassnahmen abhängen. Deshalb können Erkenntnisse von Studien aus anderen Ländern nicht direkt auf die Situation in der Schweiz übertragen werden. Aus diesem Grund hat die Universität Basel in Zusammenarbeit mit dem nationalen Stressnetzwerk «stressnetwork.ch» zu Beginn der Pandemie die «Swiss Corona Stress Study» lanciert.

Zwei Erhebungswellen

Die Umfrage beinhaltete Fragen zur Soziodemografie, zum persönlichen Erleben der Pandemie und der vom Bund getroffenen Gegenmassnahmen, zum psychischen Befinden. Die Resultate der ersten Erhebungswelle beziehen sich auf den Zeitraum vom 6.–8. April 2020, also drei Wochen nach Ankündigung der ausserordentlichen Lage (hier definiert als Lockdown). In diesem Zeitraum haben 10 472 Personen aus der gesamten Schweiz an der anonymen Online-Umfrage teilgenommen. Die Resultate der zweiten Erhebungswelle beziehen sich auf den Zeitraum vom 11. Mai bis

¹ Zum Beispiel: Policy Brief der United Nations: COVID-19 and the Need for Action on Mental Health, 13 May 2020.

1. Juni 2020, also auf die Zeit der schrittweisen Lockerung der Massnahmen gegen die Verbreitung des Coronavirus. In diesem Zeitraum haben 10303 Personen aus der gesamten Schweiz teilgenommen.

Aufgrund der Art der Datenerhebung handelt es sich per definitionem nicht um eine repräsentative Umfrage. Allerdings bildet die Population der Befragten bezüglich soziodemografischer Merkmale ein breites Spektrum der Schweizer Bevölkerung ab.

Stressempfinden im Lockdown

Knapp die Hälfte der Befragten fühlten sich im Lockdown gestresster als vor der Coronakrise. Zu den Haupttreibern der Stresszunahme zählten unter anderem die Belastung durch Veränderungen bei der Arbeit oder Ausbildung und die Belastung durch das eingeschränkte Sozialleben. Die zweite Erhebung hat ergeben, dass bei 40 Prozent der Befragten das Stressniveau auch in der Zeit der gelockerten Massnahmen erhöht blieb (**Tabelle 1**).

Erstaunlicherweise fühlten sich 26 Prozent der Befragten im Lockdown weniger gestresst als vor der Krise (bei 24.4 Prozent gab es keinen Unterschied). In der Zeit der teilweisen Lockerungen waren 32 Prozent weniger gestresst als vor der Krise (bei wiederum 24.4 Prozent gab es keinen Unterschied). Die Stressabnahme hing mit der gewonnenen Zeit für die Erholung und mit der Entlastung durch die Reduktion beruflicher, schulischer oder auch privater Verpflichtungen zusammen. Die Veränderungen im Stressempfinden waren unabhängig von Geschlecht, Alter, Religiosität oder Bildung (**Abbildung 1**).

Zunahme von depressiven Symptomen

Ein Stressanstieg war mit einer Zunahme von depressiven Symptomen verbunden. Die Häufigkeit einer schweren depressiven Symptomatik hat sich von 3.4 Prozent (vor der Coronakrise) auf 9.1 Prozent (im Lockdown) erhöht. Mit 11.7 Prozent blieb die Häufigkeit schwerer depressiver Symptome auch in der Zeit der gelockerten Massnahmen erhöht.

Bei Personen mit schweren depressiven Symptomen ist interessant zu erfahren, wie viele von ihnen schon vor der Pandemie an depressiven Symptomen gelitten hatten (**Abbildung 2**).

Résumé

Nos « lieux de vie » ont été fortement modifiés par les mesures prises par la Confédération pour enrayer la pandémie de Covid-19. Quels en ont été les effets sur l'état de santé psychique en Suisse ? La question a été creusée à l'Université de Bâle dans le cadre de l'étude « Swiss Corona Stress Study ». Une enquête menée auprès de plus de 10 000 personnes vivant en Suisse a montré que les réactions au confinement variaient fortement d'un individu à l'autre : alors qu'environ la moitié des personnes interrogées ont ressenti davantage de stress qu'avant la pandémie, un quart d'entre elles n'ont pas remarqué de différence. Enfin, le dernier quart des personnes se sont senties curieusement moins stressées qu'avant la pandémie. Pour elles, le confinement a permis de soulager une situation de stress préexistante.

Parmi les principaux facteurs d'augmentation du stress, on peut citer le poids des changements dans le travail ou l'éducation et les difficultés liées à la restriction de la vie sociale. Les personnes qui ont pu consacrer plus de temps à leur hobby ou à un nouveau projet et qui ont été physiquement actives pendant le confinement ont constaté une augmentation moindre du stress.

Tabelle 1: Eine Stresszunahme hing mit folgenden Belastung zusammen:

	Belastung durch:		
1	Veränderungen in der Schule (bei Schülern)	r=0.39	p=1.2E-52
2	Veränderungen bei der Arbeit (bei Arbeitnehmenden)	r=0.37	p=5.4E-233
3	Kinderbetreuung (bei Personen mit Kindern)	r=0.30	p=8.5E-49
4	Alleineleben (bei Alleinstehenden)	r=0.27	p=1.4E-43
5	Zukunftsängste	r=0.25	p=1.5E-100
6	vermindertes Zusammensein mit anderen	r=0.23	p=5.0E-152
7	eingeschränkte persönliche Freiheit	r=0.20	p=1.5E-122
8	Wechsel auf digitale Medien	r=0.19	p=3.9E-99
9	Einhaltung des 2-Meter-Abstands	r=0.19	p=9.2E-89
10	Zunahme von Konflikten zuhause	r=0.19	p=2.8E-71

Abbildung 1: Veränderung des Stressempfindens (im Vergleich zu vor der Coronakrise)

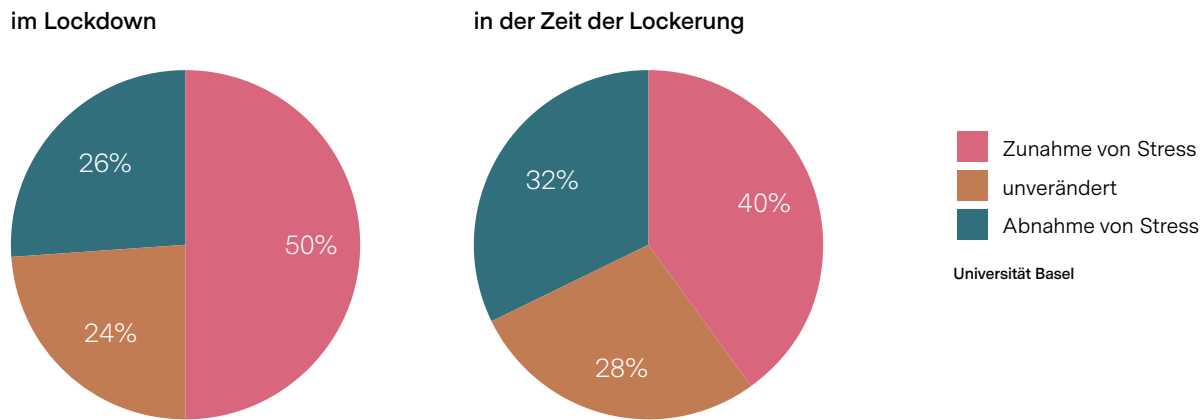


Abbildung 2: Wie viele der Leute mit schweren depressiven Symptomen in der Krise hatten schon Symptome davor?

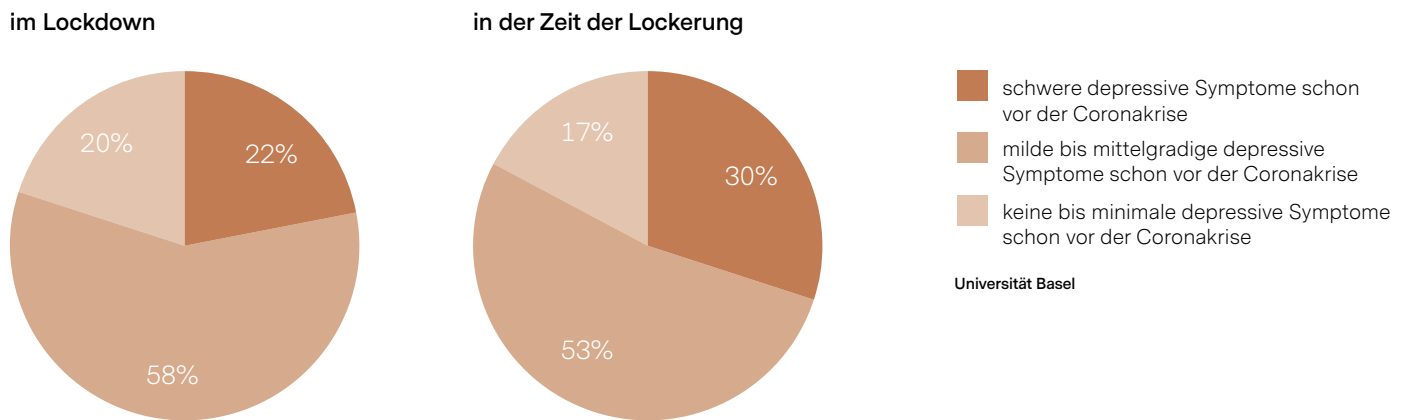
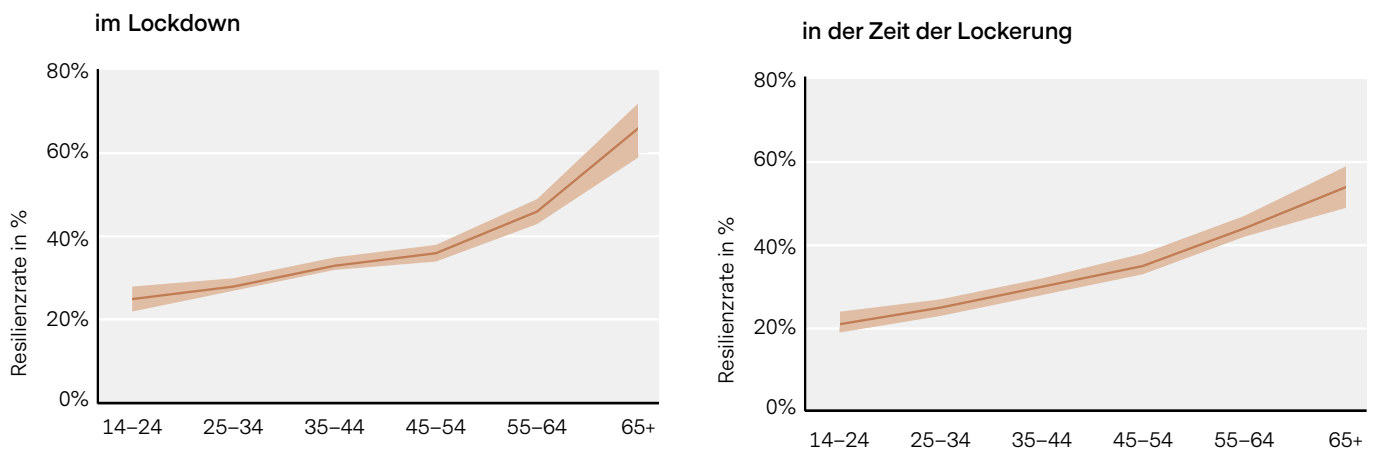


Abbildung 3: Widerstandsfähigkeit gegen depressive Symptome nimmt mit dem Alter zu



Welche Faktoren begünstigen die Resilienz?

Ferner haben wir Leute untersucht, die sich in Bezug auf depressive Symptome als besonders widerstandsfähig erwiesen haben. Diese Personen – in beiden Erhebungszeiträumen machten sie rund einen Drittel der Befragten aus – haben während der Coronakrise keine wesentlichen depressiven Symptome entwickelt und hatten auch vor der Krise keine. In dieser Gruppe waren Personen mittleren und fortgeschrittenen Alters überproportional vertreten (Abbildung 3). Dies ist erstaunlich, sind es doch die älteren Menschen, die durch eine ernsthafte Viruserkrankung besonders gefährdet sind (**Abbildung 3**).

Wir konnten mehrere Verhaltensweisen identifizieren, die mit einem geringeren Stressanstieg zusammenhängen: Es waren dies bei beiden Erhebungswellen jene Personen, die sich in der Pandemie vermehrt ihrem Hobby oder einem neuen Projekt zugewandt haben und sich leichter körperlicher Betätigung wie Spazieren oder Gartenarbeit hingaben. Es ist jedoch wichtig zu beachten, dass diese Zusammenhänge auf Korrelationen beruhen und keine kausalen Rückschlüsse erlauben.

Individuell sehr unterschiedliche Reaktionen auf den Lockdown

Die Resultate der «Swiss Corona Stress Study» zeigen, dass sich auch in der Schweiz viele Menschen in der Zeit der Pandemie gestresster fühlen als zuvor und dass die Prävalenz von schweren depressiven Symptomen zunahm. Unsere Studie zeigt aber ebenfalls, dass sich ein beachtlicher Anteil der Befragten weniger gestresst fühlt. Bei diesen Personen hat der Lockdown zu einer Reduktion vorbestehender beruflicher und privater Stressoren und zu einer Zunahme der Zeit für Erholung geführt. Die Veränderungen in den Lebensräumen, die wir durch die Massnahmen zur Eindämmung der Pandemie erfahren, wirken sich also je nach Situation und Konstitution eines Menschen unterschiedlich auf seine Psyche aus.

Links

www.stressnetwork.ch

Vollständige Ergebnisse der «Swiss Corona Stress Study» Studie: <https://osf.io/jqw6a>

Transfakultäre Forschungsplattform «Molekulare und Kognitive Neurowissenschaften» an der Universität Basel: <https://mcn.unibas.ch/>

DOI

10.5281/zenodo.3960257

Zum Autor

Dominique de Quervain ist Professor für kognitive Neurowissenschaften an der Fakultät für Psychologie der Universität Basel und Co-Leiter der transfakultären Forschungsplattform «Molekulare und Kognitive Neurowissenschaften». Er hat die «Swiss Corona Stress Study» geleitet und ist Mitglied in der Expertengruppe Public Health der nationalen Covid-19 Science Task Force.



Das Haus von der Stange:

Einfamilienhäuser zwischen Glücksverheissung und Ressourcenrodung

Anne Schillig

Unser Fertighaus-Programm Drei Typen - ein gemeinsames und bewährtes Konzept:

- Moderne und praktische Architektur, funktionelle Struktur sowie der Einsatz geeigneter Materialien garantieren Qualität, Haltbarkeit und ein hohes Wohnniveau. Die komplette technische Ausstattung und die großzügigen Räume ermöglichen individuelles Wohnen für jede Familie.
- Alle Typen können mit oder ohne Kellergeschoss geliefert werden.
- Individuelle Beratung durch uns und unsere Partner schon in der Planungsphase bis zur schlüsselfertigen Übergabe und selbstverständlich. So kann GENEX auch individuelle Ausstattungen ermöglichen, wie z. B.:
 - Einbau von edelholztürartigen Türen
 - Decken und Wandverkleidungen mit edlen Hölzern.
 - Individuelle Anfertigung von Spezialmöbeln, welche den Bedürfnissen des Dachgeschosses angepasst sind.
 - Komplett Fensterdekorationen.
 - Natürlich steht überdies das gesamte GENEX-Sortiment zur Verfügung.
- Ein solch kompetent ausgestattetes Musterhaus steht zur Besichtigung bereit.
- Kurze Bauzeit: Innerhalb von nur 4 Monaten kann ein Eigenheim nach individuellen Wohnvorstellungen schlüsselfertig übergeben werden.

Voraussetzung ist lediglich das Vorhandensein

- eines bebaubaren Grundstücks
- der Zustimmung der örtlichen Verwaltungen zur Errichtung eines Fertighauses einschließlich der gesicherten Versorgung mit Elektrizität, Trinkwasser und der Schmutzwasserabflüsse.

Das komfortable +FHE 106 bietet bei ausgebautem Dachgeschoss auf 2 Etagen über 150 m² Wohnfläche, wobei das Dachgeschoss als eine abgeschlossene zweite Wohnetage mit allen erforderlichen Funktionen ausgebaut werden kann.

Dagegen verfügt das eingeschossige +FHE 108 W+ mit Warmdach über eine Wohnfläche von 96 m² und das +FHE 73 über 105 m².

Richtpreise

+FHE 106 - ohne ausgebautem Dachgeschoss	ca. 114.000,-
+FHE 106 - mit ausgebautem Dachgeschoss	ca. 138.000,-
+FHE 108 W+	ab 96.000,-
Kellerbauwerk ohne örtliche Angeschlossenung	ab 35.000,-
+FHE 73	ca. 103.000,-
Kellerbauwerk ohne örtliche Angeschlossenung	ab 25.500,-

Max Frisch bezeichnete sie als «Hasenställe», unter Konrad Adenauer erschienen sie als «Bollwerk gegen den Bolschewismus». Einfamilienhäuser gelten als die schlechteste aller Wohnformen und erfreuen sich dennoch ungebrochener Beliebtheit. Auf der anderen Seite sind immer mehr Menschen auf der Suche nach alternativen Wohnformen. Welche Faktoren bestimmen, wie wir wohnen möchten und wie verändert sich dieses Grundbedürfnis in Anbetracht der sozialen und demographischen Transformationen im 21. Jahrhundert?

Ein Wort, drei Ziffern und zwei Grossbuchstaben beschreiben den wahrgewordenen deutschen Wohntraum: Das «Flair 152 RE» ist das am meist verbreitete unter den jährlich über 80 000 neu gebauten Einfamilienhäusern in Deutschland. Das Fertighaus gibt es in vier verschiedenen Ausführungen, die sich hauptsächlich durch ihre Fassadengestaltung unterscheiden. Egal, ob klassischer Weissverputz oder norddeutscher Klinker, die Wohnfläche ist bei allen Modellen mit 150,84 Quadratmetern exakt die gleiche. Im Erdgeschoss befinden sich neben Küche, Ess- und Wohnzimmer auch ein Arbeitszimmer, ein Gäste-WC sowie eine Abstellkammer, im Obergeschoss drei weitere Zimmer und ein Bad. Auf der Website bewirbt der Anbieter das Objekt

Selbst im «real existierenden Sozialismus» wurden Einfamilienhäuser gebaut, wie diese DDR-Werbung für ein Fertighaus von 1986 dokumentiert. Das abgebildete Modell «FHE 106» bot eine Wohnfläche von 150 Quadratmetern und war in nur sechs Monaten bezugsfertig.

als «optimal für das moderne Wohnen in Stadtnähe», in dem sich das «urbane Lebensgefühl seiner Bewohner» widerspiegelt.¹

Und tatsächlich: Wer hin und wieder durch Vorstädte und Dörfer zwischen Schwarzwald und Ostseeküste fährt, ist vertraut mit dem Anblick dieses gelben, weissen oder roten Wohnrechtecks, konzipiert für die deutsche Durchschnittsfamilie. Je nach Region kann ein schlüsselfertiges Haus bereits für 180 000 Euro erworben werden, ohne Keller und Schnickschnack versteht sich. Für die einen erfüllt sich damit der Traum vom Eigenheim, für andere ist es Ausdruck kleinbürgerlichen Besitzbegehrens, das individuelle Sehnsüchte über den verantwortungsbewussten Umgang mit Kollektivressourcen stellt und für Zersiedelung und landwirtschaftlichen Flächenfrass steht.

Ein ähnliches Bild bietet sich in der Schweiz. Drei von fünf Wohngebäuden sind hier Einfamilienhäuser; das sind nahezu eine Million Objekte. Zusammen bilden sie die erfolgreichste Siedlungsform des Landes. Die Spitze der Einfamilienhausdichte bildet der Kanton Glarus, gefolgt von Basel und dem Tessin. Während in den vergangenen Jahren der Erwerb städtischer Eigentumswohnungen hoch im Kurs stand, wollen nun wieder mehr Menschen «raus aufs Land» beziehungsweise in die Agglomeration. Denn dort entstehen die meisten Neubauten pro Jahr, in deren Haushalten durchschnittlich immerhin noch 2,7 Personen leben.²

Kleinhaussiedlungen im Grünen: Die Kleinfamilie unter sich

Ob in Deutschland oder in der Schweiz: Familienzuwachs ist der häufigste Grund, Baueigentum zu erwerben. Mit Kleinkindern wächst bei vielen der Wunsch nach Sicherheit und mehr Lebensqualität – raus aus der urbanen Unordnung, rein in die Bullerbü-Idylle. Das Wohnen im Einfamilienhaus verspricht saubere Luft, beruhigte Strassen und Spielen im Grünen. Nicht ganz zufällig fällt daher die Entwicklung der modernen Einfamilienhäuser mit der Entstehung der Gartencitybewegung im späten 19. Jahrhundert zusammen. Als Reaktion auf die Wohnsituation in den industrialisierten Ballungsräumen entstanden bis zum Ersten Weltkrieg vor den Toren der Städte viele Kleinhaussiedlungen, die nicht nur eine architektonische Neuausrichtung definierten, sondern vor allem auch soziale Ideen in sich trugen.

Résumé

Les maisons individuelles passent pour la pire de toutes les formes de logement et pourtant elles jouissent d'une popularité ininterrompue. Par ailleurs, de plus en plus de personnes recherchent des formes d'habitation alternatives. Quels sont les facteurs qui déterminent la façon dont nous voulons vivre ? Et comment ce besoin fondamental est-il amené à évoluer au cours du XXI^e siècle ?

Vivre dans une maison individuelle véhicule la promesse d'un air propre, de zones de circulation apaisée et d'un refuge en pleine verdure. Cette idée de repli a une longue histoire : depuis le XVI^e siècle, des changements remarquables ont eu lieu dans la sphère domestique. Les espaces ont reçu des fonctions spécifiques, les domaines du privé et du public se sont séparés. La maison de l'ère prémoderne s'est de plus en plus transformée en un lieu de retraite caractérisé par une délimitation spatio-sociale entre l'intérieur et l'extérieur. Ce développement n'a cependant pas été linéaire, comme le montrent clairement, par exemple, les foyers des travailleurs à domicile dans les régions proto-industrialisées de Suisse au XVIII^e siècle. Les contours des sphères publique et privée s'y sont dans un premier temps à nouveau estompés avant de culminer dans le bonheur des maisons individuelles de la modernité tardive.

À l'heure actuelle, l'image de la propriété privée s'effrite à nouveau. Dans les villes et les agglomérations en particulier, les immeubles d'habitation à faible emprise au sol, dans lesquels plusieurs locataires ou propriétaires partagent cuisines et espaces de vie, remplacent l'ancien rêve de la maison unifamiliale. Ainsi, les sphères du privé et du public sont à nouveau renégociées.

1 www.hausausstellung.de/stadthaus-flair-152-re-massivhaus.html (7.7.2020).

2 www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bau-wohnungswesen/wohnungen/wohnverhaeltnisse/belegungsdichte.html (9.7.2020).

Mit dem ehemaligen Genossenschaftsgedanken haben die heutigen Einfamilienhaussiedlungen nur noch wenig zu tun – geblieben aber ist das Bedürfnis nach einem Stille und Natur verheissendem Eigenheim im Grünen, in dem die Kleinfamilie unter sich sein kann (Abbildung 2).

Von öffentlich zu privat und wieder zurück

Dieser Rückzugsgedanke ist, kulturhistorisch betrachtet, eine Folge der Entwicklung des Privaten, die sich am Beispiel des Hauses sehr gut nachzeichnen lässt. Seit dem 16. Jahrhundert vollzogen sich in der häuslichen Sphäre, zunächst im städtisch-bürgerlichen, später auch im ländlichen Milieu, bemerkenswerte Veränderungen. Räume erhielten spezifische Funktionen, Sphären der Privatheit und des öffentlichen Zugangs trennten sich, es entstanden Räume, die dem Familienleben vorbehalten blieben.

Das Haus der Vormoderne, das vermeintlich alle Lebens- und Arbeitsprozesse unter einem Dach integrierte, entwickelte sich zunehmend in einen durch räumlich-soziale Innen- und Aussengrenzen charakterisierten Rückzugsort. Dass diese Geschichte keine lineare ist, machen beispielsweise Heimarbeiterhaushalte in protoindustrialisierten Regionen der Schweiz im 18. oder überbelegte Mietskasernen in industrialisierten Gebieten im 19. Jahrhundert deutlich. Hier verwischen die Konturen von Öffentlichkeit und Privatsphäre zunächst wieder, bevor sie im spätmodernen Einfamilienhausglück münden.

Aber auch diese Fassade beginnt zu bröckeln: Ballungsräume sollen nicht als entropische Streuung kleiner Häuser gestaltet werden dürfen, sondern ein ausgeklügeltes Zusammenwirken zwischen Privatsphäre und Vernetzung möglich machen, fordern öffentliche Stimmen. Wir wollen also unter uns bleiben, ohne jedoch auf vertraute Bequemlichkeiten zu verzichten.

Dies hängt auch mit den veränderten Familien- und Haushaltsstrukturen im neuen Jahrtausend zusammen. Genau genommen ist nämlich der Begriff «Einfamilienhaus» überholt, weil er nicht in jedem Fall die soziale Realität widerspiegelt. Schon längst wohnen nicht mehr nur Vater, Mutter, Kind darin, sondern durchaus Singles, Paare, Wohngemeinschaften.

Eine zunehmende soziale Diversität findet ihren Ausdruck auch in räumlichen Arrangements: In offenen Wohnküchen oder gemeinschaftlichen Aufenthaltsräumen lösen sich Zimmer und Raumgrenzen nach unseren herkömmlichen Vorstellungen nahezu auf. Vor allem in Städten und Ballungsgebieten ersetzen platzsparende Wohneinheiten, in denen sich mehrere Parteien Küchen oder Wohnräume teilen, den einstigen Traum vom Einfamilienhaus – «private» und «öffentliche» Sphären werden hier neu ausgehandelt. Aber auch in ländlichen Gebieten bewegt sich etwas, wenn auch mitunter deutlich langsamer.



Gartenstadt Liebefeld Gemeinde Köniz (Aufnahme aus den 1930er-Jahren). Der Architekt Philipp Hauser konzipierte die Siedlung am Hang mit Typenhäusern als Reaktion auf das «Wohnungselend» in der Stadt.

Sehnsuchtsobjekt Haus

Über viele Generationen hinweg bildeten Häuser das materielle und emotionale Fundament einer Familie. In ein Haus zu investieren bedeutete, das familiäre Fortbestehen zu gewährleisten. Darüber hinaus fungiert es als subjektives Sehnsuchtsobjekt und Projektionsfläche für nostalgische Erinnerungen oder Zukunftsträume. Im regulären Familienzyklus ist es daher eine wichtige Ressource.

Was aber, wenn die Nachkommen ausbleiben oder ihren Lebensmittelpunkt in eine andere Region verschieben? Immer mehr Eigentümer vermieten ihre Häuser auf dem Land an Bewohnerinnen und Bewohner, die nicht aus der eigenen Familie stammen und alternative Wohn- und Lebensprojekte umsetzen möchten. Auf Facebook gibt es eine Gruppe, die genau solche Objekte vermittelt: Auf «Ogrido» tummeln sich fast 200 000 Mitglieder. Ihr selbsterklärtes Ziel ist, «eine Plattform für all die Menschen [zu] bieten, die selbst auf der Suche nach einem alternativen Haus oder einer Wohnung sind, oder welche an zu bieten haben [sic!]».³

Die Nachfrage ist gross: Im Diskussionsforum werden fast stündlich neue Anzeigen aufgeschaltet, die meisten davon bieten oder suchen Objekte in ländlichen Regionen nahe Ballungszentren. Viele der angebotenen Objekte sind ehemalige Einfamilienhäuser, die nun von «Alten-WGs» oder «Lebenskünstlern» bewohnt werden. Bilden solche Wohnprojekte aber wirklich eine wachsende soziale Diversität ab oder bestätigen Ausnahmen die Regel? Fakt ist: Nur wenig

³ <https://www.facebook.com/groups/alternativeswohnen/about> (14.07.2020).

gen ist es wert, für die Erfüllung ihres individuellen Wohntraums in deprivierte Regionen mit bezahlbarer Bausubstanz zu ziehen. Am Ende landet man doch wieder in städtischen Mietwohnungen oder Fertighäusern von der Stange.

Das Einfamilienhaus trotz allen Kritikern

Was aber, wenn der Bezug von Einfamilienhäusern ganze Gemeinden retten könnte? In Ostdeutschland gibt es Landstriche, aus denen die Menschen seit der Wende massenweise ab-, aber keine mehr zugewandert sind. In Bundesländern wie Mecklenburg-Vorpommern oder Sachsen-Anhalt werden ganze Dörfer zu Spottpreisen versteigert und mit ihnen Dutzende Einfamilienhäuser, die nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurden und seit Jahren leer stehen. Nicht selten geraten sie in die Hände von Spekulanten, welche die Dörfer samt Gebäuden für viele weitere Jahre verrotten lassen.

Dabei böte sich genau hier, in einer sinnvollen Nutzung leerstehender Häuser und Siedlungen, wohntechnisch eine Chance, dem demographischen Wandel ein Schnippchen zu schlagen. Nicht nur weit entfernte Arbeitsplätze und lange Pendlerwege mögen indes dagegensprechen, sondern nicht zuletzt auch individuelle Wünsche und Lebensentwürfe.

Denn auch ein Einfamilienhaus ist eben nicht nur ein Haus, sondern auch ein gebautes Psychogramm. Jeremias Gotthelf drückte das im Roman «Geld und Geist» so aus: «Es ist, ihr mögt es wollen oder nicht, das Haus der Spiegel eurer Selbst». Ob in einem «Flair 152 RE» tatsächlich symbolische Gehalte liegen, sei dahingestellt. In jedem Fall aber trotz es noch immer allen, die der «Hüslipest» bereits vor Jahren den Kampf angesagt haben.⁴

Literatur

- Ariès, Philippe und Georges Duby (1989–1995): Geschichte des Privaten Lebens, 5 Bde., Frankfurt a. M.
- Birdwell-Pheasant, Donna und Denise Lawrence-Zúñiga (1999): House Life. Space, place and family in Europe, Oxford.
- Gill, Julia (2010): Individualisierung als Standard. Über das Unbehagen an der Fertighausarchitektur, Bielefeld.

DOI

10.5281/zenodo.3965533

Zur Autorin

Anne Schillig promovierte an der Universität Luzern in Geschichte und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften. Im Oktober erscheint ihr Buch «Hausgeschichten. Materielle Kultur und Familie in der Schweiz (1700–1900)» im Chronos-Verlag.



4 Vgl. Interview mit Benedikt Loder «Hauseigentum formt Spiesser, die an Verlustangst leiden», in: Der Bund, 3.11.2010.

Benannter Lebensraum: Haus, Hof und Dorf

Martin Hannes Graf

Seit rund zweihundert Jahren ist unser soziales Miteinander geprägt von einer zunehmenden Vereinzelung: Die sogenannte «Kernfamilie» hat in westlichen Kulturen den älteren Mehrgenerationen-Haushalt abgelöst; zudem gibt es heute immer mehr Single-Haushalte. Einfamilienhaus-Siedlungen expandieren; gleichzeitig leisten ökonomische, kulturelle und soziale Bedürfnisse einer räumlichen Verdichtung in den urbanen Zentren Vorschub: Die Freiheit versprechende Stadtluft wird von immer mehr Menschen geatmet.

Die Räume werden also enger, der Spielraum für individuelle Bedürfnisse indes weitet sich. Historikerinnen, Soziologen oder Demografinnen befassen sich weit professioneller mit Phänomenen wie der Urbanisierung oder der Individualisierung als dies ein Sprachwissenschaftler tun kann. Dennoch kann – in grossen Linien – auch die Sprachwissenschaft zu einem besseren Verständnis unserer Lebensräume in historischer Hinsicht beitragen.

Familie als Bezeichnung für Haus und Hof

Interessant ist etwa, dass der lateinische Begriff der *familia*, der erst im 16. Jahrhundert als Fremdwort *Familie* ins Deutsche gelangt, im Mittelalter vorwiegend die Gesamtheit der Personen bezeichnete, die einem Herrn untergeben waren: zum Beispiel das grundherrliche Gesinde, eine Klostergemeinschaft oder auch die Entourage eines Bischofs.

Die alten germanisch-deutschen Wörter, die in die Nähe dessen kommen, was wir heute als Familie verstehen, haben als semantischen Kern so gut wie immer das

Haus, den Haushalt mit allen seinen Mitgliedern; erst sekundär kommen die blutsverwandten Angehörigen eines Geschlechts ins Spiel. Die Familie war also zunächst ein rechtlich determiniertes soziales Gebilde; und es war insbesondere eine Institution, die auch auf das örtliche Miteinander Bezug nahm, auf den Haushalt in seiner grösstmöglichen Ausprägung: So nehmen etwa die charakteristischen Bündner *Ca*-Namen (wie *Caflisch*, *Camenisch*, *Caduff*) kraft ihrer reduzierten Vorsilbe *Ca*- < *Casa* 'Haus' explizit auf die Hausgemeinschaft Bezug, nicht auf die genetisch konstituierte Familie im modernen Sinn: *Caheinz* war der Ort, wo die *Heinz* wohnten, und es war auch gleichzeitig der Name für alle Bewohner von Haus und Hof.

Ort und Bewohnerschaft sind also zwei Seiten derselben Medaille. Und es spricht nichts dagegen, auch andere Typen von Familiennamen in diesem Sinne zu verstehen: als die Namen von Personengruppen, deren sozialer Raumbezug die abstrakte Gebundenheit des Genetischen überlagerte und so bestenfalls am Rande auf verwandtschaftliche Linien referierte.

Begann mit der Zeit der Aspekt der Blutsverwandtschaft zu dominieren, so konnte dieser zumindest in der frühen Neuzeit noch sehr grosszügig ausgelegt werden, insofern Verwandtschaft ein in vielerlei Hinsicht (etwa via Patenschaften oder Adoptionen) flexibles, interpretierbares Gebilde war.

Mobile Lebensräume

Dem ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit voraus geht jedoch eine Epoche, in der die Lebensräume erst erschlossen werden mussten. Von ihr legen

unsere Ortsnamen Zeugnis ab, die als «Friedhof der Wörter» Einblick in frühe Formen menschlichen Zusammenlebens gewähren. So fällt etwa auf, dass – ähnlich den oben beschriebenen Familiennamen – die ältesten Ortsnamentypen fast immer Wortbildungen sind, in denen ein männlicher Personenname vorkommt: *Gerlafingen*: die Personengruppe des Gerolf; *Volketswil*: das Gehöft des Folkhart; *Dietikon*: die Höfe des Diето; *Waltershausen*: die Häuser des Walafrid.

Zunächst wird (bei den Namen auf *-ingen*) aber nicht auf die Niederlassung referiert, sondern nur auf die Personengruppe, den noch relativ mobilen Verband einer kleinen Gefolgschaft, die sich um ihren Dienstherrn gruppierte. Fragen wir nach der Gesellschaftsstruktur, die sich hinter einer derartigen Siedlungsweise verbirgt, so kommt uns die zeitgenössische Geschichtsschreibung zur Besiedlung Norditaliens durch die germanischen Langobarden im 6. Jahrhundert zu Hilfe. Marius von Avenches, Bischof ebenda, schreibt zum Jahr 568, die Langobarden hätten Italien *in fara* besetzt. Dieses Wort *fara* ist mit unserem Verb *fahren* verwandt und meint «Fortbewegung» im allgemeinsten Sinne.

Im Hinblick auf die frühmittelalterliche Siedlungstätigkeit hat das Wort in relativ kurzer Zeit eine Bedeutungsentwicklung mitgemacht, die von der ursprünglich kriegerisch organisierten Wandergemeinschaft in der Völkerwanderungszeit über die Gefolgschaft, die Sippe bis hin zum Wohnplatz führte. Die zahlreichen italienischen Ortsnamen, die auf das langobardische *fara* zurückgehen (etwa *Fara Novarese*), zeugen von diesem Prozess der räumlich-sozialen Organisation von der beweglichen Kriegerschar hin zur nachhaltig sesshaften bäuerlichen Haus- und Hofgemeinschaft.

Fara-Ortsnamen sind aber auch nördlich der Alpen, von der Deutschschweiz (*Neunforn*) über Deutschland (*Neufahrn*), Frankreich (*La Fère*) bis England (*Lindisfarne*), gut bezeugt. Sie dokumentieren den Übergang vom ortsunabhängigen Personenverband hin zum platzgebundenen Wohnsitz. Die eigentliche Ortsfestigkeit ergibt sich in der Deutschschweiz erst eindeutig mit den Namen auf *-wil(en)*, *-(ing)hof(en)*, *-hausen*, *-heim*, noch immer jedoch mit einem personengebundenen Bezugsrahmen. Erst mit den etwas jüngeren Namen auf *-dorf* nimmt der Personenbezug ab, der Fokus ist dann auf die Hofgruppe gerichtet und diese nach der Lage, dem Alter, der Grösse und so weiter benannt (*Seedorf*, *Oberdorf*, *Hinterdorf*, *Altdorf*, *Neudorf*, *Langdorf*).

Der Mensch verstand sich immer als Teil einer Gruppe

In der sprachlichen Selbstverortung überlagert der personale Bezug jedoch noch lange Zeit den lokalen: Kehren wir zurück zu den Familiennamen, so sehen wir nämlich bei den Herkunftsnamen zu Siedlungsnamen auf *-ikon* (einer Kontraktion aus *-ing-hofen*), dass sich die Namenträger noch Jahrhunderte nach der Ortsgründung primär auf die bewohnende Personengruppe berufen, erst sekundär auf den Ort. So nennen sich die Auswanderer aus Zollikon *Zollinger*, das heisst Angehörige der *Zollinge*, die als Siedlungsverband in Zollikon wohnen, die Auswanderer aus Bertschikon *Bertschinger*, die Auswanderer aus Attikon *Attinger* und so weiter.

Verstehen wir uns heute prononciert als Individuen, so verstand sich der Mensch in vormoderner Zeit immer als Teil einer Gruppe, seine *Peergroup* war sein Stand, im Zentrum seines Lebensraums stand eine bedeutsame Einzelpersonlichkeit, die diesem vielfach auch den Namen verlieh.

●
In dieser Rubrik befassen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier nationalen Wörterbücher der Schweiz assoziativ mit einem vorgegebenen Begriff. In dieser Ausgabe: «Lebensräume».

Literatur

- Beck, Heinrich, Max Pfister und Reinhard Wenskus (1994): *Fara*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 8, Berlin, S. 193–205.
- Boesch, Bruno (1981): Die Gruppenbildung in altalemannischen Ortsnamen, in: *Kleine Schriften zur Namenforschung 1945–1981*, Heidelberg, S. 72.
- Huber, Konrad (1986): Die Personennamen Graubündens (*Rätisches Namenbuch*, Bd. III), Bern, S. 432.
- Stotz, Peter (2000): *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters*, Bd. 2, München, S. 38.

Zum Autor

Martin Hannes Graf ist promovierter Germanist und Historiker. Er ist Redaktor am Schweizerischen Idiotikon in Zürich und leitet das SNF-Projekt «Die Siedlungsnamen des Kantons Zürich».



Typologies territoriales et régions d'analyse : des outils pour mieux comprendre la dynamique spatiale de la Suisse

Daniel von Siebenthal

Les informations issues de la statistique, d'analyses socio-économiques ou environnementales sont nécessaires pour comprendre comment la société évolue et quelles tendances se dessinent pour l'avenir. Elles constituent l'un des fondements de toute décision politique, que ce soit au niveau local, régional, national ou international. La mise en relation des données et analyses avec le territoire permet de décrire les phénomènes à différentes échelles, révélant ce faisant les similitudes ou, a contrario, les disparités qui peuvent exister entre ses différentes parties. Des outils d'analyse, tous révisés ces dernières années, sont mis à disposition par l'Office fédéral de la statistique (OFS).

L'OFS publie depuis de nombreuses années les périmètres de différentes régions d'analyses ainsi que plusieurs typologies territoriales. Le but de ce travail est de caractériser le territoire, de le rendre plus intelligible, de mettre en évidence les particularités, les tendances d'évolution. De nombreuses statistiques sont produites à l'échelle nationale, cantonale et communale. À côté de ces niveaux institutionnels existent toute une série d'autres découpages ou typologies spatiales pour lesquels des données sont également disponibles ou dans lesquels des analyses peuvent être produites. Chacune de ces classifications offre un potentiel d'analyse et de visualisation pour les utilisateurs que sont les milieux académiques et associatifs ainsi que les administrations.

Les niveaux géographiques non institutionnels : typologies et régions d'analyse

Les typologies spatiales et régions d'analyse produites par l'OFS forment ce que l'on appelle les niveaux géographiques non institutionnels, par opposition aux niveaux

institutionnels (les communes, les districts, les cantons). Elles sont définies au niveau de la commune et mises à jour annuellement en fonction des mutations des communes.

Une **typologie spatiale** a pour but de regrouper des unités géographiques apparentées sur le plan structurel (par exemple communes ou régions) en fonction de critères ou de caractères spécifiques. Ainsi, les unités géographiques d'un même type sont aussi semblables que possible, tout en se distinguant au maximum des unités des autres types de la typologie. Elles ne doivent pas nécessairement être spatialement contiguës.

Parmi les différentes typologies définies par l'OFS, on peut citer :

- l'espace à caractère urbain qui classe les communes en sept catégories en fonction de leur position à l'intérieur ou à l'extérieur des agglomérations (centre, couronne, ...);
- les villes statistiques basées sur des critères de taille et de densité ;
- la typologie des communes en neuf ou 25 catégories fondée sur des critères de population et d'emploi (taille et densité), d'accessibilité et sur des variables de type socio-économique (part des emplois dans les différents secteurs économiques, y compris le tourisme) ;
- la typologie urbain-rural qui constitue une simplification en trois catégories de la typologie des communes et permettant de mettre en évidence le gradient ville-campagne ;
- la typologie du degré d'urbanisation (DEGURBA) dont l'objectif est similaire à la typologie urbain-rural mais qui est basée sur des critères européens et permet ainsi les comparaisons avec les pays de l'UE.

Les **régions d'analyse** ont été créées pour appréhender certains phénomènes spatiaux ou régionaux que les niveaux géographiques institutionnels ou de la politique régionale ne permettent pas d'observer de manière satisfaisante. Les régions d'analyse regroupent en de nouveaux périmètres des communes spatialement contiguës.

Dans cette catégorie, on trouve :

- les agglomérations : l'OFS est chargé de la définition des agglomérations, définition qui sert d'orientation pour la politique de la Confédération en la matière. Les centres des agglomérations sont délimités en fonction de critères tels que la densité de population, les emplois et les nuitées hôtelières à l'hectare. Les résultats sont ensuite reportés à l'échelle des communes. Les couronnes d'agglomération sont délimitées sur la base des flux de pendulaires ;
- les villes élargies (en anglais « greater cities ») et les aires urbaines fonctionnelles (« functional urban areas » ou FUA) : il s'agit du pendant européen des agglomérations de l'OFS permettant des comparaisons internationales ;
- les bassins d'emploi et grands bassins d'emploi : cette régionalisation est fondée sur des critères de mobilité à partir de la matrice des mouvements pendulaires entre l'ensemble des communes suisses. Un bassin d'emploi est un regroupement de communes qui entretiennent les liens les plus forts en la matière (secteurs dans lesquels la majorité des habitants vivent et travaillent) ;
- les régions linguistiques et les régions de montagne qui constituent d'autres régionalisations proposées par l'OFS.

Zusammenfassung

Informationen, die sich aus der Statistik ergeben, sind notwendig, um zu verstehen, wie sich die Gesellschaft verändert und welche Trends sich für die Zukunft abzeichnen. Die Verknüpfung von Daten und Analysen mit Räumen und Territorien ermöglicht es, Phänomene auf verschiedenen Ebenen zu beschreiben und Ähnlichkeiten und Unterschiede zu erkennen und zu beschreiben.

Das Bundesamt für Statistik (BFS) stellt Instrumente zur Analyse bereit: auf nationaler, kantonaler und kommunaler Ebene. Neben diesen institutionellen Ebenen gibt es eine ganze Reihe weiterer räumlicher Gliederungen und Typologien, für die ebenfalls Daten zur Verfügung stehen; dazu gehören Agglomerationen und ländliche Räume, Gemeindetypologien oder Arbeitsmarktregionen.

Vier Grafiken zeigen Anwendungsbeispiele der räumlich-geografischer Daten des BFS für die Bereiche des Bevölkerungswachstums, der Distanzen zu zentralen Dienstleistungen, des Pendlerverkehrs und der Arbeitslosigkeit.

La révision des niveaux géographiques

Les niveaux géographiques non institutionnels doivent refléter la structure du pays et par conséquent tenir compte de sa dynamique. C'est pourquoi des actualisations ou des révisions sont effectuées lorsque la situation a évolué de manière importante ou que les méthodes et les concepts doivent être modernisés¹.

Les niveaux géographiques non institutionnels étaient jusqu'en 2000 liés aux recensements fédéraux de la population. Le passage d'un recensement exhaustif par questionnaire à l'utilisation des registres dès 2010 a impliqué un changement dans le type de données et donc la nécessité d'une révision de l'ensemble des régions d'analyse et des typologies spatiales, d'autant plus que les concepts utilisés dataient des années 80. Ainsi, l'espace à caractère urbain (agglomérations), les typologies des communes, la typologie urbain-rural, les régions de mobilité spatiale ou régions MS (remplacées par les bassins d'emploi) et les régions de montagne ont progressivement été révisés. Chacune de ces révisions a fait l'objet d'une publication.

Les révisions concernées intègrent les données les plus actuelles. Mais elles ont également consisté à définir ou appliquer des méthodes modernes de calcul. Pour les typologies, la systématique et les critères utilisés sont nouveaux. Pour les régions d'analyse, des méthodes développées par Eurostat (l'office statistique de l'Union européenne) ont été appliquées, ou ont largement inspiré celles qui ont été retenues par l'OFS. Par ailleurs, de nouveaux types de données ont été utilisés. L'appariement des données des registres a notamment permis d'établir une matrice de pendulaires pour les besoins spécifiques des projets de révision. La mise à disposition de données à l'hectare de la population et des emplois a permis d'affiner les critères de sélection. Enfin, de nouvelles régionalisations sont disponibles dès cette année : il s'agit des aires urbaines fonctionnelles et des villes élargies, citées ci-dessus, qui sont définies par Eurostat en Europe et l'OCDE au niveau mondial.

Perspectives

Les niveaux géographiques publiés par l'OFS sont mis à jour annuellement, en particulier pour prendre en compte les fusions de communes, dont le rythme s'est accéléré depuis le début des années 2000. L'OFS entend continuer de mettre à disposition des utilisateurs une information géographique aussi actuelle que possible. C'est

1 La mise à jour se limite à adapter de manière régulière les périmètres des niveaux non institutionnels aux changements intervenant dans les niveaux institutionnels (par exemple, lors de fusions de communes). L'actualisation consiste à utiliser la même méthode de calcul, mais avec de nouvelles données. Une révision revient par contre à revoir les méthodes de calcul et les définitions.

ainsi que les travaux en vue d'une actualisation des niveaux géographiques sur la base de données du début des années 2020 débuteront en 2021.

Exemples d'utilisation

Les quelques exemples qui suivent permettent de se faire une idée de l'utilisation possible de l'information géographique produite par l'OFS.

Liens

bfs.admin.ch

Les publications relatives aux régions d'analyse et typologies sont disponibles sur le site de l'OFS, à la page des niveaux géographiques.

www.roadtobern.swiss

Sous le label « Road to Bern », l'OFS organise de 2020 à 2021 une série de manifestations et contribue par son expertise au débat sur les objectifs de développement durable fixés dans l'Agenda 2030 de l'ONU. Le point de mire est le troisième Forum mondial des Nations Unies sur les données, qui aura lieu du 3 au 6 octobre 2021.

DOI

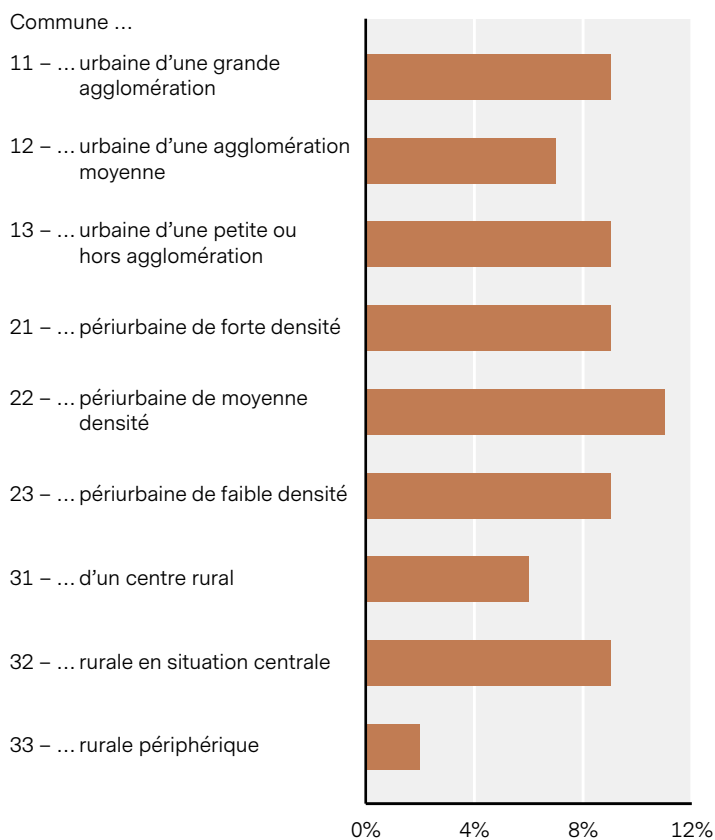
[10.5281/zenodo.3965685](https://doi.org/10.5281/zenodo.3965685)

L'auteur

Daniel von Siebenthal travaille en tant que collaborateur scientifique auprès de l'OFS, section Environnement, développement durable, territoire. Il est en particulier responsable de la mise à jour et de la révision des niveaux géographiques.



Évolution de la population entre 2010 et 2018, selon typologie des communes en neuf catégories

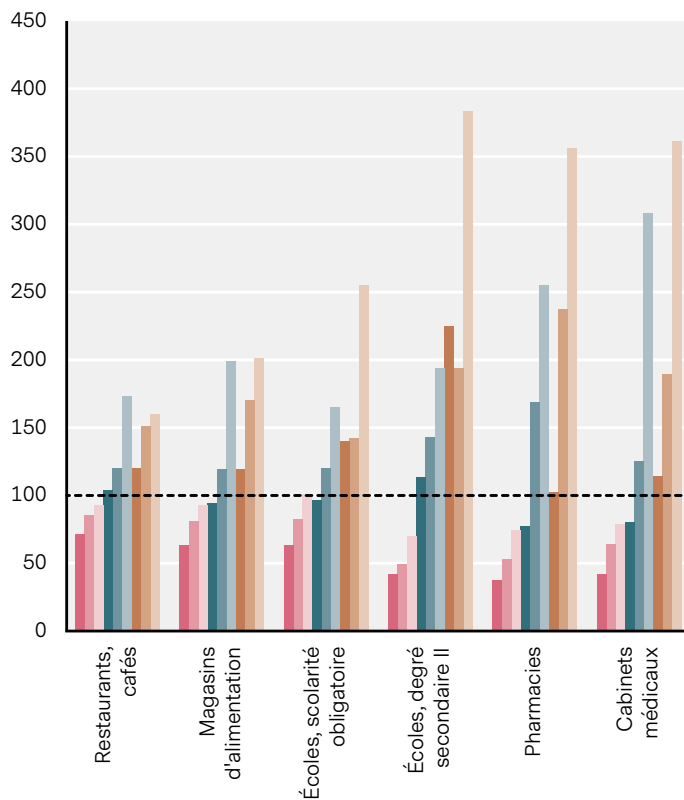


Sources : OFS – STATPOP

Au cours des années 2010 à 2018, la population a fortement augmenté dans les communes urbaines et en particulier dans les communes périurbaines (plus de 10% de croissance). Dans les communes rurales (communes centres ou périphériques), la croissance est beaucoup plus mesurée (entre 2% et 6%). Le graphique illustre la dynamique très différenciée du territoire.

Distance moyenne jusqu'au prochain service, en 2015 (calculée selon le réseau des routes)

Indice Suisse=100



Commune ...

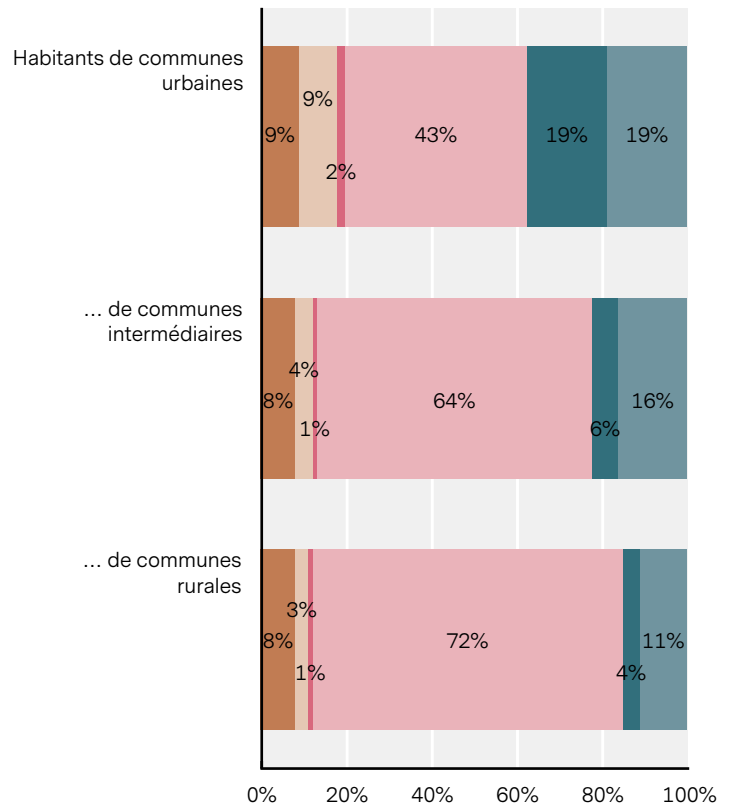
- ... urbaine d'une grande agglomération
- ... urbaine d'une agglomération moyenne
- ... urbaine d'une petite ou hors agglomération
- ... périurbaine de forte densité
- ... périurbaine de moyenne densité
- ... périurbaine de faible densité
- ... d'un centre rural
- ... rurale en situation centrale
- ... rurale périphérique

Source : OFS – Services à la population

Le graphique fait apparaître un gradient plus ou moins régulier entre les distances d'accès à un choix de services inférieures à la moyenne pour les communes urbaines et supérieures pour les communes rurales. Les variations entre les catégories de communes sont particulièrement marquées pour les cabinets médicaux, les pharmacies et les écoles du degré secondaire II. Par exemple, la distance qu'il faut parcourir pour accéder à ces services depuis une commune rurale périphérique est six à dix fois plus longue que depuis une commune urbaine d'une moyenne ou grande agglomération (la part de la population concernée est cependant très petite).

Principal moyen de transport des pendulaires selon le type de commune, en 2017

Part des pendulaires utilisant un certain moyen de transport comme principal moyen de transport pour se rendre au travail



- À pied
- Vélo (incl. vélo électrique)
- Deux-roues motorisé
- Voiture
- Transports publics routiers
- Train

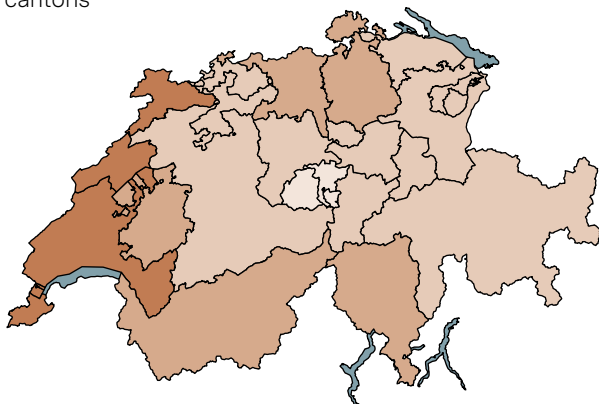
Sources : OFS – Pendularité (PEND), relevé structurel (RS)

Si les comportements sont très similaires en ce qui concerne les déplacements à pied que l'on réside dans une commune rurale ou urbaine, il en va autrement de l'utilisation de la voiture et des transports publics. Alors que dans les communes urbaines, seuls 44% des pendulaires se déplacent à l'aide d'un véhicule privé pour se rendre à leur travail, ils sont près des trois-quarts dans les communes rurales. La différence est également marquée en ce qui concerne les transports publics (train et transports publics routiers) : 38% des pendulaires les utilisent en milieu urbain contre seulement 15% en zone rurale.

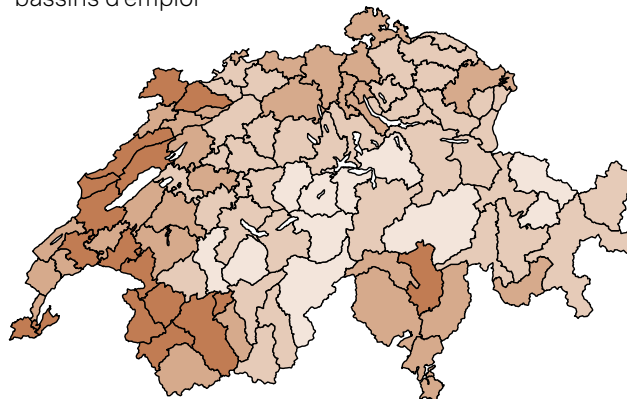
Taux de chômage, 2019

Une vision contrastée des statistiques selon la région d'analyse

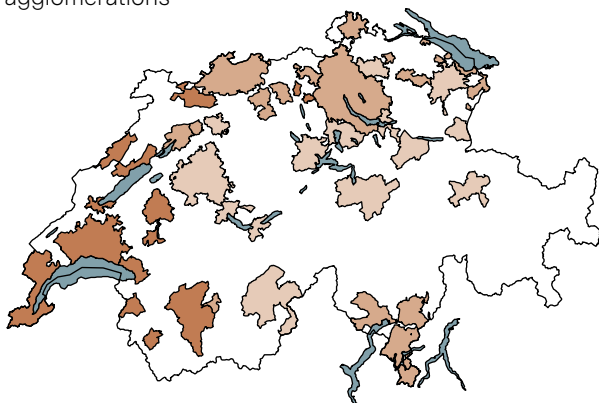
Niveau géographique :
cantons



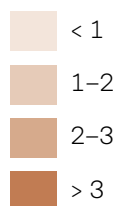
Niveau géographique :
bassins d'emploi



Niveau géographique :
agglomérations



Taux de chômage en %



Source : Secrétariat d'État à l'économie,
statistique du chômage

Taux de chômage moyen des communes
hors agglomération : 1.7%

Selon le niveau géographique auquel elles sont représentées ou analysées, les données statistiques permettent une approche différenciée des phénomènes qu'elles expriment. Les cartes du chômage en sont un exemple : à l'échelle des cantons, la Suisse occidentale montre un taux de chômage plus élevé que le reste du pays, ce qui masque une réalité plus complexe, avec des différences parfois importantes à l'intérieur même de chaque canton, comme le montre la carte du taux de chômage selon les bassins d'emploi. Dans la carte des agglomérations, on retrouve également le gradient est-ouest. En moyenne, le taux de chômage est plus élevé dans les agglomérations (2.5%) que dans les communes n'en faisant pas partie (1.7%).